Nr. 37 — Leipzig, den 15. September — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Hindernisse im Christenleben 2 — „Der alte Gott lebt noch" — Die Wurzeln der französischen Revolution: 1. Die feudalen und absolutistischen Voraussetzungen; 2. Die sozialen Zustände beim Ausbruch der Revolution — Lessings Nathan der Weise: 1. Umschreibende Darstellung — Aus Italien: Die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel; Aus Neapel; Kirchliche Strafen; Das neue Strafgesetzbuch — Aus England: Die Gründung evangelischer Mönchsorden — Innere Mission und Soziales: Herbergen zur Heimat und Verpflegstationen; Ein sozialdemokratisches Blatt über die Vernichtung des Familienlebens — Anzeigen

Hindernisse im Christenleben

2

Euch ists gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu wissen; denen aber draußen widerfähret es alles durch Gleichnisse. Mark. 4, 11

Um den Gegensatz verständlich zu machen, der in dem mitgeteilten Worte enthalten ist, genügt es, aus dem vorhergehenden Verse zu wissen, daß die nähere Umgebung des Herrn einschließlich der Jünger nach dem tiefern Sinne eines Gleichnisses gefragt hat, des Gleichnisses vom viererlei Acker. Währenddessen gingen die andern, „die draußen," in großer Zahl ihrer Wege und hatten nichts zu fragen. Daher wurde jenen der Einblick in das Geheimnis des Reiches Gottes gewährt, in seinen innern Zusammenhang, seine gesetzmäßige Entwicklung, in die Wege und Ziele, die Aufgaben und Bedingungen der großen Neuordnung der Welt, die sich eben jetzt vollziehen sollte; „die draußen" gingen leer aus.

Das Gleichnis, die Parabel war die bevorzugte Redeform, deren der Herr sich bediente. Er wollte dem Verständnisse seiner Hörer entgegenkommen. Einfacher, faßlicher ist niemals geredet worden, wenigstens nicht von den himmlischen Dingen, als in den Tagen des Menschensohnes. Tiefer hat die Wahrheit, die von oben ist, sich nie herabgeneigt. Das Unaussprechliche ward gesprochen; das Unsichtbare kleidete sich in die Formen und Farben der Sichtbarkeit. Aber wie unzweideutig daraus die Freundlichkeit des Erlösers hervorging, zugleich lag doch in jedem Gleichnisse ein Prüfstein der menschlichen Seele. Es bot im Bilde höhere Wahrheit. Das Bild war gegeben, die Wahrheit mußte gesucht werden. Suchet, so werdet ihr finden; fraget, so werdet ihr Antwort erhalten. Es ist gewiß der Wirklichkeit abgelauscht, wenn Markus sich dahin zusammenfaßt: „Ohne Gleichnis redete er nichts zu ihnen; aber insonderheit, d. h. privatim, legte er es seinen Jüngern alles aus." Denn sie eben kamen und fragten.

Schon die Kinder bringen das Fragen mit auf die Welt. Diese kleinen Unermüdlichen möchten alles wissen; kein Stern ist ihnen zu hoch, kein Meeresgrund zu tief. Auch die Großen werden immer wieder darauf geführt, und unser Zeitalter sieht manchmal aus wie ein unermeßliches Fragezeichen. Jeder Tag bringt seine Frage, jede Zeitung bespricht sie, und in der einsamen Kammer der Denker, wie in den Laboratorien unsrer Techniker gehen die Fragen nicht aus. Sie pochen an die Schläfe, sie hämmern auf dem Ambos, sie rauchen aus den Schloten, sie setzen das ganze Menschengeschlecht in atemlose Bewegung. An ihrem Orte und in ihrer Art unentbehrlich, fruchtbar, segensreich, verdienen diese Fragen unsre Achtung und Teilnahme.

Aber ist das alles? Ist es das, was wir suchen? Wir haben einen Kopf, wir haben auch ein Herz. Sollte dies Herz nichts zu fragen haben? Oder wenn ihr meint, daß das Herz ein gar zu unruhiges und unbeständiges Ding sei, dem man am besten Schweigen gebiete, so will ich sagen: das Gewissen. Wiewohl es eine Perle in der Apostelgeschichte ist, wo wir von der Purpurkrämerin lesen: „welcher that der Herr das Herz auf, daß sie darauf acht hatte, was von Paulo geredet ward." Aber es sei; wir reden also vom Standpunkte des Gewissens und heischen Antwort: Habt ihr nichts zu fragen?

Wie viele haben damals nicht gefragt, sondern sind am Bilde hängen geblieben! Wie viele der Heutigen gleichen ihnen! Trägheit und Gewohnheit beherrschen das Leben, und wo dieses geistlose Paar regiert, da ist alles gestattet, was von alters her Brauch ist: wohlauf und guter Dinge sein, selbst ein wundervolles Gleichnis anhören, sogar eine schöne Predigt besuchen — aber eins ist streng verboten: nämlich unnützerweise zu fragen. Hier ist das Goethesche Wort am Platz:

> Das geht so fröhlich ins Allgemeine,
> Ist leicht und selig, als wärs auch reine.
> Sie wissen gar nichts von stillen Riffen;
> Und wie sie schiffen, die lieben Heitern,
> Sie werden wie gar nichts zusammenscheitern.

Ihr aber, habt ihr nichts zu fragen?

Es ist mir unvergeßlich, wie ich einst einem Schüler, der, beladen mit den Vorwürfen aller seiner Lehrer und tief in sittlichen Jammer versunken, doch noch das trotzige Angesicht zeigte, an dem man des Menschen eigenste Natur und Art erkennt, die Frage nahezubringen suchte: Bist du nicht unglücklich, so wie du bist? Er selbst war nie auf diese Frage gekommen; als er sie gestellt sah, wurde er stille, und Thränen füllten sein Auge. So geht es im Kleinen, so im Großen. Soll aus uns Menschen etwas werden, soll unser Geschlecht wieder ein innres Verhältnis zum Glauben gewinnen, soll das Geheimnis des Reiches Gottes seine Herrlichkeit und Seligkeit offenbaren, so müssen wir wieder fragen lernen. Nicht jeder wird die großen Vorbilder erreichen, welche Titanen des Fragens gewesen sind; nicht jeder wird so weit sein, mit Luther zu sprechen: Wie mache ichs, daß ich einen gnädigen Gott habe? oder mit dem Kerkermeister von Philippi: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Aber wir müssen dahin kommen, von Stufe zu Stufe, Schritt für Schritt. Es gilt vor allem, einen Anfang zu machen; es gilt dem Traume den Abschied zu geben, daß alles Wirkliche vernünftig und unser Leben in Ordnung sei. O heiliges Bangen der Menschenseele, wenn sie endlich die Notwendigkeit begreift, die Bücher des Lebens zu revidiren, zu fragen, ob nicht vieles oder alles, worauf sie stolz ist, worum andre sie beneiden, Tüchtigkeit und Erfolg in Amt und Beruf, Glück und Freude

in Haus und Familie, Bedeutung und Geltung im öffentlichen Leben aus einer trüben Quelle fließe, ob nicht statt des Pflichtgefühls brennender Ehrgeiz, statt der Liebe gebildete Genußsucht und statt der innern Festigkeit ein hohles Pathos sittlicher Wallungen die treibenden Kräfte des Lebens bilden. Dann ist Fragen und sich Schämen ein und dasselbe.

Laßt uns das Fragen in Ehren halten. Sonst ist keine Rettung für unser Geschlecht. Das Evangelium, der Trost aller Armen, hat zugleich etwas unbeugsam Vornehmes an sich. Es wirft sich niemandem an den Hals. Es wird aber dich, wenn du nicht fragst, zu „denen draußen" werfen. Sch

„Der alte Gott lebt noch"

Unter diesem Titel hat Pfarrer H. Ziegler in Liegnitz ein Schriftchen herausgegeben, das uns zur Besprechung vorliegt. Dem obigen Titel ist zur weitern Erklärung noch hinzugefügt: oder die Stellungnahme des menschlichen Herzens zu dem lebendigen Gott. Ein Wort des Kampfes und ein Wort des Friedens an die heutigen Christen. (Braunschweig. 125 S.; 2 M.)

Ich begrüße es als ein hoffnungerweckendes Zeichen der Zeit, daß uns, oder richtiger den nach religiöser Klarheit ringenden Laien, jetzt so häufig Schriften geboten werden, die, der Gelehrtensprache entkleidet, sich an Kopf und Herz zugleich wendend, dem Suchenden Festigkeit und eine möglichst klare Vorstellung von unserm Christenglauben geben wollen. Und wenn solch ein Wort an die Suchenden so warm aus der Seele quillt wie dieses, wenn eine so siegesgewisse Begeistrung für die Herrlichkeit unsers Glaubens uns entgegentritt wie hier, so können wir uns der guten Zuversicht nicht verschließen, daß auch hierin Gott es dem Aufrichtigen gelingen lassen und so ernstes Bemühn segnen wird.

Daß dergleichen Schriften in unserm Blatte eine besondre Berücksichtigung beanspruchen können, versteht sich für den aufmerksamen und verständnisvollen Leser von selbst. Ja ich bin sogar der Meinung, daß wir in der Besprechung solcher Erscheinungen sogar ein wenig gründlicher sein müßten, als wir es bisher waren, und nicht davor zurückschrecken dürfen, unsre abweichende Meinung offen geltend zu machen. Aber wenn wir, im tiefsten Grunde einig, einig im Ziele, nach dem wir ringen, einig in der Kraft, aus welcher wir dazu schöpfen wollen, einig aber auch in dem Bewußtsein, wie unzulänglich jede erkenntnismäßige Erfassung dieser Welt des wahrsten Lebens bleiben muß, wenn wir unter dieser Voraussetzung gegenseitig unsre Leistungen kritisiren, so ist das doch nur ein Zusammenarbeiten, ein sich gegenseitig Unterstützen und Fördern.

Unter diesem Gesichtspunkte möge auch der Verfasser des uns jetzt interessirenden Büchleins die Bemerkungen ansehn, die ich zu seinen Ausführungen glaube machen zu müssen. Unsern Lesern aber möchte ich keinesfalls die Lust zum Lesen nehmen, möchte im Gegenteil nur der gute Freund sein, mit dem man über das Gelesne sich ausspricht, an dessen Meinung man sich klärt und den Anlaß erneuten Nachdenkens nimmt.

Und nun zur Sache! Ziegler bietet uns in einer Reihe von acht Aufsätzen eine Erörterung der hauptsächlichsten religiösen Probleme, zu deren Prüfung er beide, sowohl die Verächter des Glaubens als die Autoritätsgläubigen anregen will — um ihres Gewissens willen. Der Glaube an Gott, die Glaubensgewißheit, die Bedeutung Christi, die Freiheit der Kinder Gottes, der Unsterblichkeitsglaube, die Sünde — das sind die behandelten Gegenstände. Man kann nicht sagen, daß die Anordnung systematisch, der Gedankenfortschritt von einem Problem zum andern ein innerlich geforderter wäre. Zum wenigsten hängen die drei letzten Aufsätze (Mündigkeit und Männlichkeit in der Religion; ein Blick ins Jenseits; der innre Fall des Menschen) ganz lose als eine Art Zugabe am Ganzen. Aber der Mangel an scharfem Aufbau erscheint mir als das bedenkliche Zeichen einer verhängnisvollen sachlichen Unklarheit, die nach meiner Meinung darin besteht, daß der Verfasser spezifisch christlichen Glaubensinhalt als allgemein menschlichen behandelt, daß er nicht von vornherein klar und bestimmt sich und seinen Lesern den Standpunkt innerhalb des geschichtlichen Rahmens der christlichen Weltanschauung anweist. So werden wir in den ersten vier Abhandlungen immer in dem Halbdunkel allgemein religiöser Gedanken gehalten, die aber thatsächlich im Christentum ihre Wurzel haben. Es ist kaum verständlich, wie sich der Verfasser dabei hat beruhigen können, statt des vollen christlichen Begriffs von Gott den schattenhaften Begriff des „Monotheismus" zu verwenden. Natürlich beschreibt Ziegler diesen seinen „Einen Gott" immer als den Vater Jesu Christi; aber ängstlich vermeidet er alles, diesen Gott als solchen kenntlich zu machen, und so bleibt der unkundige Leser in jenem verhängnisvollen Irrtum hängen, als könnten wir Christen überhaupt von Gott abgesehen von Christus reden, ein Irrtum, den mit Stumpf und Stiel auszurotten gerade unsre, der Theologen ernsteste Aufgabe sein müßte. Mir ist dieses Verfahren von Ziegler um so unverständlicher, als wir zu unsrer Ueberraschung endlich auf S. 53 die so treffende Bemerkung lesen:

> Diese Liebe, die mit tausend Schmerzen am Kreuz und im Tode triumphirt, ... das ist Gott selbst, der sich der Welt offenbart; das ist der heilige gerechte Gott, der Ungerechtigkeit und Feindschaft gegen seinen Willen überwindet und die Welt mit sich selbst versöhnt. Hier ist der Ort, der lang und schmerzlich ersehnte Ort, an dem das heilige Wesen Gottes selbst mitten in der Vergänglichkeit erscheint, hier ist die Stätte der Gegenwart Gottes, hier ist das Gut zu finden, dessen Wert nie schwindet, das Gut des ewigen und unvergänglichen Wesens.

Und wenn dann der Verfasser von der Neugeburt redet, die das Kreuz an dem sittlich lebendigen oder erwachenden Menschen bewirkt, wenn er diese Erfahrung vor dem Verdachte frommer Täuschung zu schützen weiß, warum, so frage ich, führt er uns nicht gleich an diesen „lang und schmerzlich ersehnten Ort," wo wir Gott finden, thatsächlich, mächtig in die Geschichte hereingreifend und sich offenbarend? Und wenn er so warm dafür eintritt, daß das Kreuz der Mittelpunkt unsers Gottesdienstes bleiben müsse, weil wir sonst in „Aberglauben und Menschendienst oder Gleichgiltigkeit und Unglauben" geraten würden, warum, noch einmal frage ich, richtet er dies Kreuz nicht sofort den Gottesleugnern gegenüber auf und stellt ihnen die Frage: wie findet ihr euch mit dieser geschichtlichen Thatsache des sterbenden Christus, mit der gewaltigen Erneuerung ab, die von ihm noch täglich auf die Gemüter und darum auf das Gesamtleben ausgeht? Ich glaube, er hätte sich dann das dritte Kapitel, den Beweis vom Dasein Gottes, ganz sparen können. Denn habe ich erst den „Ort gefunden, an dem das heilige Wesen Gottes selbst mitten in der Vergänglichkeit erscheint," wozu noch in der Irre gehen und mit grübelndem Nachdenken Gott finden wollen, der nun einmal nicht zu „beweisen," wohl aber zu erleben und zu erfahren ist?

Das letztre weiß Ziegler auch sehr gut. Wir haben nicht zu fürchten, daß er einen der alten abgebrauchten Gottesbeweise erneuert, durch die doch noch niemand zu Gott geführt worden ist. Er gesteht, daß „die aufrichtigen Diener und Bekenner Gottes (d. i. die Christen) nach solchem Beweise vom Dasein Gottes nicht verlangen" (S. 23). Aber, so fährt er auf der folgenden Seite fort:

> Der seiner selbst gewisse Glaube darf sich selbst auch nicht derartig von allem scheiden, was wir Menschen sonst erkennen und wissen, daß er jede Verbindung damit abweise, als ginge ihn die Sache nichts an.

Sehr richtig. Nur folgt daraus nicht die Verpflichtung, der Welt das Dasein Gottes zu beweisen, sondern nur zu zeigen, daß es ein Irrtum ist, wenn der Materialismus für Gott in der Welt keine Möglichkeit zulassen will. Es wird der Beweis anzutreten sein, daß menschliche Erkenntnis Gott gar nicht finden darf, weil jede von der Erkenntnis aufgewiesne und mit dem Titel Gott belegte Größe eben nicht der Gott ist, den wir Christen kennen und erleben, sondern ein Stück Welt.

Einen Beweis „mathematischer und mechanisch berechnender oder geschichtlich beurkundender Art" für das Dasein Gottes will Ziegler auch nicht erbringen. Vielmehr stellt er als die alleinige Voraussetzung dafür „das persönliche Selbstbewußtsein" fest, das ist, so lauten seine Worte, „die feste Position, von der aus ich überhaupt und auch verstandesmäßig (!) sicher zu Gott gelange" (S. 28).

Fragen wir zunächst, was unter diesem „persönlichen Selbstbewußtsein" zu verstehen ist, so schildert uns Ziegler Seite 29 nichts andres, als den seines innern Friedens gewissen christlichen Charakter, der unter allem Druck der äußern Welt sich selber treu bleibt. Nur daß Ziegler eben wieder als rein menschlich hinstellt, was doch nur auf dem Boden des Christentums gewachsen ist.

Es hat Menschen gegeben und giebt Menschen, welche selbst denjenigen Erscheinungen gegenüber, die ihr ganzes sinnliches Dasein bedrohen und zerstören, sich dauernd und freudig innerlich vollkommen selbst gleich blieben. (S. 29.)

Daß hier aber an die Weltüberwindung der Stoa oder des Buddhismus gedacht werden soll, schließt Ziegler selbst mit den Worten aus:

Abscheu gegen die Erscheinungswelt oder eine volle kalte Gleichgiltigkeit gegen dieselbe könnten ein innerhalb der Erscheinungswelt vorhandnes Selbstbewußtsein nie zur Freiheit oder Selbstangehörigkeit hindurchdringen lassen, sondern müßten es im Gefühl seiner Ohnmacht unterliegen lassen. Thatsächlich aber weiß es sich der einzelnen Erscheinung gegenüber frei, während es sich doch dem in ihr waltenden Gesetze der Notwendigkeit nicht feindlich gegenüber stellt, sondern willig und freudig fügt (S. 30.)

Dies letztre gilt allein vom christlichen Selbstbewußtsein.

Nun der eigentliche Beweis:

Das den Menschen allein befriedigende sittlich-religiöse Lebensverhältnis (d. h. also der christliche Glaube) ist, da es den Menschen gegenüber den Eindrücken der Erscheinungswelt frei macht, nicht aus dieser, sondern aus einer über sie hinaus liegenden Ursache, aus einem überirdischen freien Willen zu erklären. Anderseits steht dieser schöpferische Wille der sinnlich-irdischen Welt nicht fremd gegenüber, sondern muß auch als die schöpferische Ursache der Erscheinungswelt im einzelnen und im ganzen gedacht werden, weil das Bewußtsein der Freiheit in dieser und mit den Mitteln dieser Welt wird und sich entwickelt und zur vollständigen Harmonie mit derselben fortschreitet, ohne doch ihr Produkt zu sein. Dieser aus dem im Menschen vorhandnen höchsten Lebensverhältnis unmittelbar zu erschließende heilige, schöpferische, allmächtige Wille ist Gott. (S. 31.)

Ziegler verhehlt sich nicht, daß dieser Beweis kraftlos bleibt denen gegenüber, welche dieses höchste Lebensverhältnis —

nicht kennen und nicht anerkennen, sondern meinen, dasselbe in allen seinen Aeußerungen selbst auf dieselbe Notwendigkeit zurückführen zu können, mit welcher die irdisch-sinnlichen Erscheinungen entstehen, ineinander greifen und wechselnd vergehen... Wer aber diese rein innerlichen, und doch dem empfänglichen Auge an andern sich ebenso wenig wie an sich selbst verleugnenden Erfahrungen unbefangen in ihrer eigentümlichen Natur würdigt, der ist zu einem andern Schlusse gezwungen. Er muß, wenn er persönlich noch nicht in einem bewußten Verhältnis zu Gott steht, notwendig aus ihrer frei machenden Wirkung auf den sie hervorrufenden heiligen Willen, und aus ihrer Entstehung mitten in der Erscheinungswelt wie aus ihrer den Menschen zur freien Unterwerfung unter das Geschehen in dieser Welt führenden Kraft auf die Einheit dieses heiligen Willens mit der die Erscheinungswelt beherrschenden Notwendigkeit, d. h. auf den allmächtigen Gott schließen. (S. 32.)

Das heißt aber: Wer einen Beweis für das Dasein Gottes am meisten brauchen könnte, für den ist der dargebotne nicht brauchbar, und wer diesen Beweis nicht anerkennen würde, für den ist er nicht notwendig. Denn die Gruppe Menschen, auf welche Ziegler mit seinem Gottesbeweis wirken will, existiert thatsächlich nicht. Die rein innerlichen Erfahrungen nämlich; worauf Ziegler seinen Gottesbeweis gründet, wird sowohl an andern, wie an sich nur eben der würdigen, der sie macht; das heißt, er muß ein religiös-sittlicher Mensch sein; das schließt aber in sich, daß er Gott anerkennt. Wenn es von jedem geistigen Gebiete gilt, daß man dessen Gesetze nur insoweit begreift, als man in diesem Gebiete selbst steht, daß z. B. nur der Musik beurteilen und ihre Macht und ihre Gesetze anerkennen kann, der sie empfindet und an sich erlebt, so gilt dies vor allem von diesem religiös-sittlichen Gebiete. Ziegler selbst sagt an einer andern Stelle, daß, „wer dem Bekenner nicht auf dieses Gebiet der innern Erfahrung folgen will, auch kein Recht hat, ihn der willkürlichen Einbildung und der Ohnmacht anzuklagen" (S. 27). Ist dieses Folgen nur als ein theoretisches, verstandesmäßiges gemeint, so ist es durchaus ungenügend; ist es praktisch gemeint, so bedarf es keines Gottesbeweises. So scheint mir also der von Ziegler vorgetragne Beweis ein Zirkelschluß zu sein. Was bewiesen werden soll, wird doch schon vorausgesetzt. Die ganze Erörterung fällt also in sich zusammen.

Meine vollste Zustimmung kann ich dagegen zu dem folgenden Kapitel: „Die religiöse Gewißheit" aussprechen. Daß der Glaube in sich selbst die Gewißheit trägt, das wird namentlich im Gegensatze zu dem Fanatismus in feiner Weise durchgeführt, nur daß mir auch hier wieder die Hervorhebung der Thatsache fehlt, daß eben nur der christliche Glaube diese Gewißheit giebt, weil er den Menschen zur vollsten Harmonie führt und über alle Welt erhebt. Jeder andre Glaube sieht sich in seiner Gewißheit von irgend einer Seite her gefährdet, weil er nicht Wahrheit in sich ist und weil er nicht die Kraft hat, seinen Bekenner zu einem Herrn über die Welt und über sich selbst zu machen.

Der heilige Eifer, mit welchem Ziegler für die Freiheit der Kinder Gottes eintritt (VI. Mündigkeit und Männlichkeit in der Religion — muß heißen: in dem christlichen Glauben) und die nachdrückliche Betonung, daß der Christ einer äußern Autorität nicht mehr unterworfen ist, worin wir nur beistimmen können, hat ihm doch ein wenig den Blick für die unbestreitbare Thatsache getrübt, daß ohne äußre Autorität niemand unter uns zum Christentum kommen kann. Es ist einseitig, Autoritätsglaube schlechthin als Menschenknechtschaft, Feigheit und Trägheit zu bezeichnen. Nur das muß jede evangelische Autorität, die uns im Lehramt, in den Ordnungen, in den Bekenntnissen unsrer Kirche entgegentritt, im Auge behalten, daß sie sich immer selbst unnötig machen soll, daß zur Freiheit zu erziehen ihre Aufgabe ist.

Unter dem Titel: „Ein Blick ins Jenseits" bespricht Ziegler die Auferstehung Christi. Während er einerseits anerkennt, daß die Jünger in ihrer tiefen Niedergeschlagenheit nach des Meisters Tode die Freudigkeit, er lebe, nicht aus sich selbst gewinnen konnten, während er zugiebt, daß sich unzweifelhaft den Jüngern der Auferstandne als solcher „erwiesen" habe, was, nach den evangelischen und apostolischen Berichten verstanden, nichts andres heißen kann, als daß die Jünger von dem leibhaftigen Erscheinen ihres Herrn vollkommen überzeugt waren, deutet er doch diese „Erweisung" rein innerlich als die „persönliche Erfahrung von dem Leben des Auferstandnen, welche er selbst in den Menschen gewirkt hat." Diese Deutung widerspricht aber dem offenbaren Sinne der Berichte, namentlich des Paulus, auf dessen Vorstellung von der Auferstehung und dem ewigen Leben sich Ziegler mit wenig Glück beruft, um die leibliche Auferstehung Christi als eine „fleischliche Thatsache" ablehnen zu können. Im Gegenteil, Pauli Ausführungen liegen ganz und gar auf dieser Linie und sind mit Recht z. B. von Irenäus in seinen Gesprächen über die christlichen Feste für die leibliche Auferstehung Christi verwertet worden.

Die meisten und stärksten Fragezeichen habe ich aber zum letzten Aufsatze Zieglers machen müssen: Der innere Fall des Menschen. Das dort Ausgeführte hat mich die Notwendigkeit erkennen lassen, gerade über die Erbsünde auch in diesem Blatte einmal zu sprechen und die Bedeutung dieser Lehre klar zu stellen. So hoffe ich bei dieser Gelegenheit auf Zieglers Ausführungen zu diesem Punkte zurückzukommen.

Möge Zieglers Buch recht aufmerksame Leser finden. Das Herz wird es ihnen schon warm machen. Aber was seine Stärke ist, das ist zugleich auch seine Schwäche. Unter dem oft geradezu erbaulichen Tone hat da und dort die begriffliche Klarheit und Bestimmtheit gelitten. Gerade deshalb fordert es eine recht aufmerksame Lektüre, bei der man sicher lernen und gefördert werden wird.

P D

Die Wurzeln der französischen Revolution

Uebersicht: 1. Die feudalen und absolutistischen Voraussetzungen; 2. Die sozialen Zustände beim Ausbruch der Revolution; 3. Die geistige und sittliche Bildung der vorrevolutionären Gesellschaft; 4. Vergleich mit den Zuständen protestantischer Länder; 5. Schlußurteil.

1. Die feudalen und absolutistischen Voraussetzungen

Dem heutigen Geschlechte erscheint es als selbstverständlich, daß zwar innerhalb eines Staates die mannichfachsten politischen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Gegensätze vertreten sind,

daß aber das Wesen eines starken Staates eben darin bestehe, daß er, über ihnen stehend, durch die Gleichheit des von ihm geschaffnen Rechts wie durch die Fülle der Mittel seiner Gesetzgebung und Verwaltung regelnd und ausgleichend thätig sei und daß er bei dem allen sich immer mit dem Ganzen, der Gesamtheit der Nation, beziehungsweise ihrer Vertretung als einem einheitlichen Körper auseinanderzusetzen habe. Dem Mittelalter ist dieser Standpunkt fremd gewesen. Hier sind die einzelnen Individuen in ganz anderm Maße als heute zunächst auf sich selbst angewiesen. In dem lockern Verbande des Volksganzen bilden sich daher von selbst größre und kleinre Gruppen, die in ihrem Umkreise Recht und Gesetz schaffen, ihre gemeinsamen Interessen gemeinsam wahrnehmen und vertreten. Diejenigen unter ihnen, in denen sich die größte Summe wirtschaftlicher und kriegerischer Kraft vereinigt findet, erhalten das Uebergewicht über die andern und können es durchsetzen, daß die vereinzelt gebliebnen Schwächern ihren Schutz im Anschluß an sie, in der Unterwerfung unter sie, also in der Verkürzung ihrer Freiheit und ihres Rechts suchen müssen. Das Königtum, dessen Stellung eine sehr wenig umfassende ist, tritt dann von selbst mit den Gruppen in Verbindung, an die es durch seine eignen Interessen sich zunächst gewiesen sieht, durch die es sich am leichtesten in dem allgemeinen Kampfe ums Dasein behaupten zu können glaubt, und leicht geschieht es, daß es gerade durch seine Schwäche sich den Starken in die Arme treiben läßt und diesen die Schwachen um so rückhaltloser preisgiebt. So steht denn in Frankreich schon in der spätern Karolingerzeit das Königtum nicht mehr einer gleichmäßigen Masse von Unterthanen gegenüber, sondern in der Mitte von Mächten, die mehr oder weniger seinesgleichen sind und es von einem unmittelbaren Verhältnis zu ihren Unterthanen auszuschließen vermögen. Das sind die beiden obern „Stände“, Klerus und Laienadel.

Entstehen unter solchen Verhältnissen im Laufe der Zeit neue soziale und wirtschaftliche Kräfte, so müssen sie zusehen, ob es ihnen gelingt, durch gemeinsamen Zusammenschluß eine öffentliche Macht zu werden, sich dem Königtume unentbehrlich zu machen und an der Leitung der Angelegenheiten der Nation neben den alt bevorrechteten Ständen sich Anteil zu erobern. So ist es in Frankreich nach einem längern Prozeß am Ende des dreizehnten Jahrhunderts der neuen Macht des städtischen Bürgertums gelungen, sich als „dritten Stand“ neben die beiden obern zu stellen. Aber eben nur als dritten neben und in vielem unter den beiden andern. Trotz der unendlichen Ueberlegenheit an Kopfzahl, bald auch an geistiger und wirtschaftlicher Leistung bleibt er ohne die reichen Privilegien der alten Stände, hat nur als Korporation mit den beiden andern Korporationen zu verhandeln und stößt so gerade bei seinen eigensten Interessen meist auf den geschlossnen Widerstand der verbündeten alten Stände. Kein Wunder, daß diese in der Fülle ihrer Vorrechte bleiben. Der dritte Stand hat die Hauptmasse der Lasten des Staates zu tragen, ohne andre Vorrechte zu genießen als die der eignen Tüchtigkeit, und in der Erweisung der letztern immer wieder gehemmt durch die festen Mauern der Privilegien.

Das Königtum hatte sich in Frankreich seit dem zwölften Jahrhundert mühsam und langsam, seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten in reißender Schnelligkeit über die Zwischengewalten erhoben und sie sich schließlich unterworfen. Es war mit ihren Unterthanen wieder in unmittelbare Verbindung getreten, um künftig die Herrschaft über sie mit dem geistlichen und weltlichen Adel zu teilen. Aber es hatte keinen Schritt dazu gethan, seine neue Stellung zur Erleichterung der untern Klassen, zum Schutze der Schwachen zu verwenden. Auf diesen lag also schließlich jetzt nur eine dreifache Last: die der beiden alten Stände und des Königtums.

Noch haben allerdings die erstern ihre Gewalt in verhältnismäßig günstiger Weise ausgeübt und die Pflicht der Fürsorge und des Schutzes an ihren Unterthanen erfüllt. Aber Ludwig XIV. hat nach der letzten Erhebung des Adels gegen die absolute Monarchie jene verderbliche Entwicklung begründet, der zufolge der geistliche wie weltliche Adel künftig sowohl den Willen als die Möglichkeit verlor, jene Pflichten auszuüben. Sein souveräner Wille, der Glanz seiner Person, seiner Erfolge, seines Hofes zogen beide in seinen Dienst und in sein Hofleben, zwangen ihnen ein unthätiges Leben des Genießens und Aufwartens auf, entwöhnten sie der alten Leistung und Energie und hielten sie von ihrem Grundbesitze fern. Der größte Teil des Adels ruinirte auf diese Weise sein Vermögen, aß künftig das Gnadenbrot des Königs und hielt sich an seinen Unterthanen schadlos, indem er von ihnen nur noch die Mittel erpreßte, die er für sein Leben bedurfte. Wie das Königtum schon bisher in der Masse des Volks wesentlich nur die Hauptquelle zur Befriedigung seiner militärischen und fiskalischen Bedürfnisse gesehen hatte, so teilte sich dieser Zug nun auch dem Adel mit: das patriarchalische Verhältnis, das bisher zwischen den Bauern und Pächtern einerseits und den Herren, den Bischöfen, Aebten u. s. w. anderseits bestanden hatte, verschwand mehr und mehr. Die Unterthanen wurden ein Teil des Inventars einer Domäne, deren Ausnutzung großenteils in der Art eines planlosen Raubbaus betrieben wurde.

Gleichzeitig hatte das Königtum über die ganze Monarchie das System seiner Intendanten ausgebreitet, welche die überall identische Macht der Krone darstellten, fast alle bisher vom Adel geübten Pflichten im Namen des Königs übernahmen und ihn damit zur Unthätigkeit zwangen. Diese Einschiebung der königlichen Verwaltung konnte für das Land von höchstem Segen werden, wenn sie in guten und redlichen Händen lag, wenn sie die Starrheit und Ungleichheit der mittelalterlichen Lebensformen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnungen durchbrach und den Ausgleich zwischen den Ständen und Klassen, ihren Ansprüchen und Lasten vollzog. Aber das Gegenteil war der Fall. Alle Berichte sind darüber einig, daß die Mehrzahl dieser Beamten eine geradezu verruchte Wirtschaft führten, nur auf die Erhebung der nötigen Steuern bedacht, unredlich und bestechlich, im Bunde mit den Reichen und Mächtigen, die Geißel der Unvermögenden und Armen. Der Hofhalt und die Kriege Ludwigs XIV. verschlangen immer unermeßlichere Summen. Die Steuern mußten also immerzu vermehrt werden und wurden mit raffinirter Unbarmherzigkeit eingetrieben; eine Menge Aemter und Stellen wurden neu geschaffen, um ausgeboten und versteigert oder verpachtet zu werden, als Wechsel auf Einnahmen, deren Eintreibung wieder bei niemand anderm erfolgen konnte, als bei der Masse des gemeinen Volks, eine Nachahmung der päpstlichen Finanzkunst, wie sie seit dem vierzehnten Jahrhundert sich virtuos ausgebildet hatte.

2. Die sozialen Zustände beim Ausbruch der Revolution

Die Verhältnisse wurden schlimmer unter Ludwig XV. Die äußern Erfolge des Staats hörten auf und machten schweren Niederlagen Platz. Der Verfall aller großen Institutionen, vor allem der Armee, nahm zu; die finanzielle Zerrüttung schritt reißend fort.

Dennoch wäre die Last bei gerechter Verteilung für Frankreichs unermeßliche Hilfsquellen nicht erdrückend gewesen. Allein das Mißverhältnis, das gerade hier bestand, wuchs fortwährend. Der Klerus, der auch nach Aufhören der Ständeversammlungen der Krone als selbständige Korporation gegenüberstand und mit ihr verhandelte, ließ sich nur auf feste Abfindungssummen ein, deren Höhe er selbst bestimmte, die er als freiwillige Geschenke bezeichnete und für die er sich wiederum als Ersatz aus der königlichen Schatulle Summen bezahlen ließ, die seine Leistung unter Umständen um viele Millionen überstiegen. Der Adel aber ist von den drückendsten Steuern überhaupt befreit. Eine Menge seiner durch eigne oder fremde Schuld ruinirter Mitglieder bezieht ungeheure Summen vom Hofe, d. h. aus dem Vermögen des Volkes, durch Geschenke oder durch Stellen, die keine Arbeit machen, sondern nur Gelegenheit zu grenzenlosen Unterschleifen und Beraubungen des Staatsschatzes bieten. Die Städte, deren Verwaltung in den Händen der reichen Familien liegt, finden sich mit den Intendanten und Steuerpächtern ab und wälzen die übrig bleibenden Lasten auf die untern Klassen ab.

So liegt die ganze furchtbare Last mit vollem, durch die regellose Willkür verstärktem Druck auf den **Bauern** und Pächtern, den kleinen Handwerkern und Arbeitern. Die Steuern der

Privilegirten haben im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts um 75 bis 85 Prozent abgenommen, die der übrigen Klassen um fast tausend Prozent zugenommen. Auf dem Lande zahlt man im Durchschnitt bis zu 50, an einzelnen Orten bis zu 85 Prozent des Einkommens nur an staatlichen Steuern. Aber auf demselben Volke liegt zugleich der Druck der feudalen Leistungen: die Frohnden, die dutzenderlei Abgaben, die Zehnten, die Erpressungen räuberischer Beamten der gutsherrlichen Gerichtsgewalt und die vollkommne Schutzlosigkeit gegenüber dem Wilde der Herren und hohen Geistlichen, das auf den Feldern des Bauern seinen Weide=, Futter= und Tummelplatz findet, die Saaten zerstört, die Ernte vernichtet, die Kulturen verwüstet. Und diese Bauern sind zum großen Teil an die Scholle gebunden, leibeigen oder durch die Gesetzgebung verhindert, ihre Besitzungen zu verlassen und auf besserm Felde ihre Kräfte zu rühren, eingespannt in dasselbe elende, hoffnungslos darbende Leben.

Ueber dieser Schicht sitzt an Arbeit wie Erfolg reich die obere städtische Klasse der Fabrikanten und Kaufleute, die zur Entwicklung des französischen Wohlstandes fast alles beitragen und von denen man weder sagen kann, daß sie für die Lasten des Staates über ihre Kräfte angespannt sind, noch daß sie bloß genießen ohne zu arbeiten.

In vollem Maße ist aber das letztre zu sagen von den bevorrechteten Ständen des Adels und Klerus. Das Gesamtvermögen und die Einkünfte des erstern zu schätzen, ist unmöglich: es sind immer nur Vermögen und Einkünfte des Einzelnen, von denen wir hören. Und da sind neben verarmten und überschuldeten Edelleuten, die von wahrhaft bettelhaften Summen leben müssen, andre, die über Millionen von Einkünften verfügen. Eher ist eine Gesamtschätzung beim Klerus möglich. Auch hier schwanken die Angaben. Aber derjenige Forscher, der wohl die genausten statistischen Erhebungen gemacht hat, Hippolyte Taine (Les origines de la France contemporaine. Band 1. L'ancien régime) meint der Wahrheit am nächsten zu kommen mit der Annahme, daß das kirchliche Vermögen nach damaligem Geldwerte etwa vier Milliarden Livres betragen und achtzig bis hundert Millionen Livres Rente gebracht habe. Dazu kommt aber noch der Ertrag des Zehnten, der gleichfalls wieder 180 Millionen beträgt und so einem Kapital von mindestens drei Milliarden entspricht. Auf den heutigen Wert gebracht müssen aber diese Summen mindestens verdreifacht werden. Diese Einkünfte verteilen sich, abgesehen von den sachlichen Ausgaben, auf etwa 130000 Personen, nämlich 70000 Weltgeistliche und 60000 Ordenspersonen. Aber die Erscheinungen des Gesamtzustandes wiederholen sich auch hier. Diejenigen, welche den Genuß dieser ungeheuren Einkünfte von 200 bis 220 Millionen damaligen Werts haben, sind wieder nur die wenigen Bevorrechteten. Es giebt Bischöfe mit über einer Million Einkommen, und keiner, der auch nur 100 Pfarreien hat, bezieht weniger als 25 bis 75000 Livres. Aehnlich sind die Aebte und Aebtissinnen gestellt. Unter diesen großen Herren aber steht ein Pfarrklerus, der am Hungertuche nagt, teilweise auf den Bettel angewiesen ist und doch noch die Hauptmasse der dem Staate zu leistenden „dons gratuits" des ganzen Standes zu tragen hat. Denn er rekrutirt sich eben wegen dieser erbarmungswürdigen Verhältnisse nur aus den untersten Schichten. Die fetten Pfründen sowie fast alle hohen Stellen, die meisten Bistümer und alle Erzbistümer fallen nur an die Mitglieder des Adels und häufen sich hier in den Händen des Einzelnen an. Die mittelalterlich kirchliche Wirtschaft hat sich auch in diesem Punkte unverfälscht und ungemindert erhalten.

So wiederholt sich immer wieder dasselbe Bild:

> Frankreich gleicht einem großen Stall, in dem die Rassenpferde, die keinen oder nur halben Dienst thun, doppelte und dreifache Ration erhalten, während die Lastpferde bei voller Arbeit sich mit halber Ration begnügen müssen und auch diese nicht immer bekommen. Und unter diesen Rassenpferden giebt es ein ganz bevorzugtes Rudel, das in der Nähe des Brotkorbs geboren ist, die andern wegstößt und mit vollen Backen frißt. Dieses fette glänzende glatthaarige Rudel, das bis an den Hals in der Streu steckt und nichts zu thun hat als zu fressen, ist der Hofadel.

Die wirtschaftlichen Folgen, die aus einem solchen System sich ergeben, liegen auf der Hand. Es sind dieselben, wie sie sich einst in der römischen Kaiserzeit entwickelt haben und wie sie heute noch zum Teil in der Türkei bestehen. Der ungeheure Grundbesitz der Bevorrechteten ist ganz überwiegend in den Händen von Verwaltern, die auf Raubbau angewiesen sind, oder von Pächtern, denen von ihrem Ertrage fast nichts zum Leben übrig bleibt. Das Kapital, das für die Wirtschaft verwendet werden kann, ist meist viel zu gering, oft so gut wie nichts. Die Wirtschaft sinkt daher immer tiefer. Die Erträge der großen Güter gehen herab und stehen in einem geradezu jämmerlichen Verhältnis zu denen, die damals z. B. in England gewonnen werden. Die kleinen und kleinsten Wirtschaften aber sind durch die Frohnden, Wildschäden, die gänzliche Kapitalarmut und die furchtbaren Steuern erdrückt: das Geld fehlt zur Beschaffung von Zugvieh, Arbeitskräften, Inventar, ja von Saatkorn. Und jede Aufwendung zur Erzielung beßrer Verhältnisse wird von vornherein dadurch im Keime erstickt, daß jeder Ertrag, der über die gewohnte Aermlichkeit hinausgeht, eine Steigerung der Steuern bringt, die den Vorteil gänzlich illusorisch macht und den Eifer ein für allemal dämpft. Infolge dessen liegen schreckenerregende Mengen von Land brach und sind ganze Provinzen, die von Natur zu den gesegnetsten gehören, nicht mehr im stande, das zu ihrem Unterhalt notwendige Getreide zu erzeugen. Die Folge davon wiederum ist eine stets wachsende Teuerung gerade der unentbehrlichsten Lebensmittel, die noch furchtbarer wäre, wenn nicht die Kinder des Elends, schlechte Ernährung, Hunger, Krankheiten Millionen wegrafften, die Eheschließungen immer seltner würden und die Bevölkerung des platten Landes fortwährend zurückginge. Der Bettel, das Vagabundentum, das Räuberwesen nehmen unheimlichen Umfang an: man berechnet, daß ein Viertel aller Dorfbewohner vom Bettel lebt. In Scharen durchziehen diese Enterbten das Land, stehlen, plündern, brennen und leben mit der Gesellschaft auf förmlichem Kriegsfuß. Sobald die ersten Bewegungen in Paris ausbrechen, strömen sie dorthin und bilden die Haufen, welche die Schrecken der Revolution entfesseln.

In den regierenden Kreisen kennt man diese Zustände doch nur teilweise. Es fehlt nicht an gutem Willen zu helfen. Aber es ist eine Unmöglichkeit geworden, auf geordnetem Wege zu helfen. Es wiederholen sich die Erfahrungen der Kurie im sechzehnten Jahrhundert. Jeder Versuch zu helfen zeigt nur, daß in diesem Gebäude kein Nagel mehr hält, jede Ausbesserung den Zusammensturz ganzer Massen nach sich ziehen müßte. Die erste Bedingung der Besserung, die Bereitwilligkeit der Privilegirten, auf einen Teil ihrer Vorrechte zu verzichten, fehlt gänzlich. So beschließt man denn, im alten Hause auszuharren, und redet sich ein, es sei alles in Ordnung. Man wiegt sich in goldnen Träumen, als plötzlich die ersten Revolten in Stadt und Land das Gewitter ankündigen, das sich nun Schlag auf Schlag in furchtbarer Verwüstung über das Land ergießt und nicht nur in Paris, sondern auch in allen Provinzen die soziale Revolution mit ihren Greueln heraufführt. M-G

Lessings Nathan der Weise

Uebersicht: 1. Umschreibende Darstellung; 2. Aesthetische Beurteilung; 3. Religiöse Würdigung.

Wenn es erlaubt ist, vergebliche Wünsche zu äußern, so möchte ich für heute die magische Kunst jener Geisterbeschwörer, jener modernen Vertreter der uralten Nekromantik in Anspruch nehmen; aber nicht um wie sie, die großen Kinder erschreckend, dürftige Schemen zur zwecklosen Erscheinung zu rufen, sondern einen Geist wollte ich in unsre Mitte zitiren, wie in frischrer Lebendigkeit und zweckvollerm Wirken nur wenige auf Erden gewandelt sind: den Geist des gewaltigen Lessing!

Doch wahrlich, wenn er in unsrer Zeit wiedererstände, nicht die vom Schutte der Vorzeit gereinigten Tempel unsers heiligen Glaubens, nein, die kümmerlichen Altäre würde er zerbrechen, auf denen der aufgeblähte Wissensdünkel einer ungläubigen Halbbildung, sich selbst beräuchernd, ihm widerwärtig opfert.

Doch was bedarf es der finstern Beschwörung? Lebt er

ja unter uns in seinen unsterblichen Werken! Getreuer als jede biographische Forschung spiegeln diese das Bild des großen Mannes wieder. Welch unerschöpflicher Quell tiefer Anregung, veredelnder Wirkung! Welche Fülle noch heut nach einem Jahrhundert zündender Gedanken! Welche Mannigfaltigkeit der mit Meisterschaft beherrschten Gebiete, wo er alte Trümmer entfernte, um neue Grundlagen aufzuführen! Wenn wir im Laokoon, in der Dramaturgie und den Schriften ähnlichen Inhalts die ewig giltigen Gesetze bewundern, nach denen handelnd die Bildner des Schönen unser Herz erfreuen; wenn die theologischen Schriften durch die sichre Kühnheit und Schärfe ihrer Dialektik das Interesse selbst des Widerstrebenden siegreich behaupten; wenn in seinen dramatischen Gedichten die kunstvolle Technik, die psychologische Wahrheit individuellster Charakteristik und der Schwung sittlicher Gedanken die mangelnde Weihe des Genius kaum vermissen lassen; wenn in allem und jedem der Scharfsinn des von beweglichster Phantasie unterstützten, nur auf Erkenntnis der Wahrheit gerichteten Verstandes unser Staunen, die Wärme des auf das Gute gerichteten Gemüts unsre Neigung erweckt: so tritt uns doch der ganze Lessing allein entgegen in dem Meisterwerke der letzten Jahre seines kummervollen Lebens, in Nathan dem Weisen. Nirgends tönt vernehmlicher sein innerster Herzschlag, nirgends springt ursprünglicher der Quell seines Geistes!

Nathan der Weise, du viel bewundertes und viel geschmähtes Werk, oft verkannt vom Unverstande kurzsichtiger Tadler oder unberufner Lobpreiser; wenn du in der Brust des urteilslosen Jünglings vielleicht die ersten Zweifel wachrufst an der Religion der Väter, bis der mit der Welt auch dich überwindende Glaube den Sturm der Zweifel beschwichtigt: so versenkt sich in dich mit liebevollem Verständnis das sinnende Auge des Mannes, um „mit Zweifel zu bewundern, mit Bewundrung zu zweifeln,“ wie es dein Dichter von der Beurteilung jeglichen Meisters verlangt.

Indem ich nun zum Eintritt in dies Heiligtum Lessingscher „Wahrheit und Dichtung“ einladen möchte, über dessen Pforte die vielverheißenden Worte stehn: Introite, nam et hic Dei sunt! (Tretet ein, denn auch hier sind Götter!): wollen wir uns zuerst den Inhalt des Dramas an der Hand der fortschreitenden Handlung vergegenwärtigen, um sodann eine Würdigung desselben unter ästhetischem und religiösem Gesichtspunkte zu versuchen.

1. Umschreibende Darstellung

Der Schauplatz des Stückes ist bekanntlich Jerusalem zur Zeit des dritten Kreuzzuges um das Jahr 1191.

Der Jude Nathan, dem, um mit seinem Freunde Al Hafi zu reden, von Gott das kleinste und das größte aller Güter in vollem Maße verliehen worden, nämlich Reichtum und Weisheit, kehrt soeben mit reichbeladnen Kamelen von Babylon zurück und ist in ernstlicher Sorge um seinen teuersten Schatz, seine Tochter Recha, die er unter dem Schutze ihrer christlichen Hüterin Daja vor Monaten verlassen hatte. Eine Feuersbrunst — so wurde ihm unterwegs gemeldet — hat inzwischen sein Haus heimgesucht und die Seinigen gefährdet. Lebt noch das süße Kind? Ward es ein Raub der Flammen? Die dem lang Ersehnten vor das Thor entgegengeeilte Daja beruhigt ihn durch die Nachricht von der Rettung des Kindes, freilich nicht ohne in geheimnisvollen Andeutungen sein väterliches Anrecht an dasselbe zu bezweifeln. Es schwebt ein Geheimnis zwischen ihr und dem Juden, das ihr Gewissen nicht länger ertragen kann, bei aller Ehrfurcht, die sie seiner erfahrnen Weisheit, bei aller Liebe, die sie seiner Großmut und Güte zollt. Sie schildert dann dem ungeduldig Fragenden den aufgeregten Seelenzustand der Tochter, wie ihr noch vom Schreck des Feuers durchzittertes Gemüt seither zwischen dem abwesenden Vater und ihrem Retter geteilt gewesen, einem jungen, von Saladin gefangnen und zum Tode verurteilten Tempelritter, der bereits unter dem Schwerte des Henkers wie durch ein Wunder — man sagt wegen einer merkwürdigen Aehnlichkeit mit Saladins verstorbnem Lieblingsbruder Assad — vom Sultan das Leben geschenkt erhalten hatte. Wie durch ein zweites Wunder in das brennende Haus getrieben, hatte er die ängstlich um Hilfe rufende Recha aus Rauch und Flammen auf starkem Arm herausgetragen, um dann so plötzlich zu verschwinden, wie er gekommen war. Eine Zeitlang hätten sie ihn noch unweit des Hauses unter den Palmen auf- und abwandeln sehen; aber Dajas Bitten, den Dank der Geretteten entgegenzunehmen, wurden mit bitterm Spott zurückgewiesen, bis er endlich gänzlich vom Schauplatz verschwunden sei.

Während noch Nathan tiefsinnend die Verwirrung erwägt, die eine zugleich so anziehende und abstoßende Erscheinung in Rechas Gemüt hervorrufen müsse, liegt schon die geliebte Tochter mit Freudenthränen an der lange verwaisten Brust und schüttet ihm mit fliegendem Atem und holder Beredsamkeit ihr dankerfülltes Herzchen aus. Mit einer reizenden Mischung von kindlicher Schwärmerei und verständiger Reflexion weiß sie den ihr von Daja in den Kopf gesetzten Engel zu verteidigen, der sie sichtbar auf weißem Fittich durchs Feuer getragen, während den Vater unsichtbare Engel über die ungetreuen Ströme geleitet; er habe sie ja selbst gelehrt, daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben, auch Wunder thun könne, und wiederum sei es unerhört, daß Saladin je einen gefangnen Templer begnadigte: es müsse also durchaus ein wirklicher Engel gewesen sein.

Doch fügt sie sich willig der überlegnen Einsicht des Vaters, die auch in dem natürlichen Zusammenhang das Wunderbare, Göttliche aufzeigt:

> Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt,
> Der Rücken einer Nase, so vielmehr
> Als so geführt — ein Nichts auf eines milden Europäers
> Gesicht — und du entkommst dem Feuer in Asien!
> Das wär kein Wunder, wundersüchtiges Volk?
> Warum bemüht ihr dann noch einen Engel?

Wie es nichts als Stolz ist, wenn der Topf von Eisen mit einer silbernen Zange aus der Glut gehoben sein will, so schädlich ist anderseits dieser Wahn, indem er die schuldige Pflicht der Dankbarkeit zurückdrängt; denn „andächtig schwärmen ist leichter als gut handeln!“ — Mit rührender Kindlichkeit bittet Recha den Vater, sie doch niemals wieder allein zu lassen, seiner weisen Leitung entbehrend, und eilt dann, jetzt doppelt sehnsüchtig nach ihrem Retter, mit der Freundin ins Haus, um diesmal nicht vergeblich nach den geliebten Palmen auszuschaun.

Inzwischen wird Nathan von seinem alten Freunde und Schachgenossen, dem guten, wilden, edeln Derwisch Al Hafi bewillkommt, der zu seinem großen Erstaunen vom Bettler zu einem „Kerl im Staat“ avancirt ist, nämlich zum Schatzmeister Saladins.

> Ein Bettler wisse nur, wie Bettlern
> Zu Mute sei; ein Bettler habe nur
> Gelernt, mit guter Weise Bettlern geben.

So lieblich habe Saladins, des Voglers, Pfeife geklungen, bis der Gimpel in dem Netze saß. Denn schon längst ist er der Verwaltung eines Schatzes von Herzen überdrüssig, dessen Flut, so hoch sie morgens eintrete, des Mittags längst verlaufen sei, weil jeder Bettler zu Saladins großem Haushalt gehöre. Der „Kerl im Staat“ steckt nur in dem ungewohnten Prachtgewand, das nächstens wieder an dem Nagel hängen wird, während sein Besitzer sich am Ganges der frommen Beschauung und der Pflege des Schachspiels widmen will. —

Den Tempelherrn, den Rechas sehnsüchtiges Auge unterdessen erspäht hat, finden wir im Gespräche mit einem alten Klosterbruder, einer guten treuen Haut, deren fromme Einfalt von dem Patriarchen von Jerusalem zu allerhand unsaubern Aufträgen benutzt wird, nur daß das scheinbar willenlose Werkzeug sie durch die Art der Besorgung unwirksam zu machen versteht. So hat er jetzt die geheime, aber sehr offen kundgegebne Mission, den Ritter für einen von dem Kirchenfürsten geplanten Anschlag auf das Leben des Sultans zu gewinnen, und scheidet mit unverhohlner Freude, nachdem der entrüstete Templer diese schurkischen Zumutungen samt den sie begleitenden sophistischen Beweggründen mit dem Schwertschlag seiner geraden Gesinnung zerhauen hat:

> Ich wär dem Saladin mein Leben schuldig
> Und raubt ihm seines? — — —
> Wie? die Natur hätt auch nur einen Zug
> Von mir in deines Bruders Form gebildet,

Und dem entspräche nichts in meiner Seele?
Natur, so lügst du nicht, so widerspricht
Sich Gott in seinen Werken nicht!

Dem Klosterbruder auf dem Fuße folgend, kommt zu des Jünglings Entsetzen Daja, ihn in das gastliche Haus des zurückgekehrten Vaters der geretteten Jüdin einzuladen. Ihre dringenden Bitten werden kaum einer Antwort gewürdigt; nicht der gepriesne Reichtum, die Weisheit und Güte des Juden, auch nicht die schlau angedeutete Sehnsucht des Mädchens nach ihrem Erretter vermögen seinen Starrsinn zu brechen, der sich endlich in den Worten austobt:

Ihr
Seid schuld, wenn ich so rasch nicht handle, wenn
Ich mich vorher erkund und brennen lasse,
Was brennt. . . . Auch laßt
Den Vater mir vom Halse. Jud ist Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Ist längst aus meiner Seele, wenn es je
Da war. —

Wir treten inzwischen in den Palast des Sultans. Saladin, mit seiner Schwester Sittah beim Schach beschäftigt, spielt schlechter als je, durch schwere Sorgen zerstreut.

Der Templerorden hat den Waffenstillstand gebrochen; der Krieg beginnt von neuem, und doch

Es fehlt mir, was ich kaum zu nennen würdge,
Was, wenn ichs habe, mir so überflüssig,
Und hab ichs nicht, so unentbehrlich scheint —
Das leidige, verwünschte Geld!

Nachdem Sittah das Spiel gewonnen hat, wird Al Hafi gerufen, ihr die ausgesetzte Summe zu zahlen, während er die lange erwarteten Gelder aus Egypten zu empfangen hofft. Sein Adlerblick hat sofort entdeckt, daß das Spiel noch unentschieden sei; als der Sultan es darauf unwirsch über den Haufen wirft, eröffnet ihm der ärgerliche Derwisch, ungeachtet der abwehrenden Gebärden der Prinzessin, weil er die Mummerei nicht länger mitmachen könne, diese habe ihm nicht nur sämtliche im Spiel gewonnenen Summen insgeheim zurückgegeben, sondern auch seit längrer Frist aus eignen Mitteln den ganzen Hofstaat unterhalten. Gerührt umarmt Saladin die edelmütige Schwester; aber Al Hafi soll nun um jeden Preis Geld herbeischaffen; denn:

Ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert muß ich doch haben,
Und meinem Gott ist auch nichts abzudingen.
Ihm gnügt schon so mit wenigem genug,
Mit meinem Herzen!

Und zwar soll er nicht bei denen borgen, die Saladin reich gemacht hat, sondern bei den Geizigsten, die werden am willigsten leihen. Die kluge Sittah bringt den Freund des Derwischs, den reichen Juden Nathan in Vorschlag, von dessen soeben mitgebrachten Kostbarkeiten die ganze Stadt erfüllt sei; auch habe ja Al Hafi ihr ehedem mit Begeistrung erzählt, wie sein Saumtier auf allen Straßen treibe, seine Schiffe in allen Häfen liegen, und hinzugefügt, wie groß, wie edel sein Freund anwende, was so klug und emsig zu erwerben er für zu klein nicht achte; wie frei von Vorurteilen sein Geist, wie offen jeder Tugend, wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei! —

Indessen eilt Nathan, nachdem Daja unverrichteter Dinge zurückgekehrt ist, den Tempelherrn mit seiner rauhen Tugend zu begrüßen. Die ritterliche Erscheinung des in männlicher Vollkraft blühenden Jünglings erweckt das günstigste Vorurteil. Aber auch Nathans demütiger Dank wird nicht minder barsch zurückgewiesen, wie Dajas zudringlicher Eifer; mit ebenso viel Achtung vor seinem weißen Haar, als Verachtung für sein verhaßtes Geschlecht. Doch der Weise ist seines Sieges gewiß und läßt alle Minen seines überlegnen Geistes springen, die feindliche Burg zu erobern.

In der von jenem vorgeschützten Templerpflicht, dem Ersten Besten beizuspringen, und in der aus Lebensüberdruß gern ergriffnen Gelegenheit, sein Leben für ein andres in die Schanze zu schlagen, „wenns auch nur das Leben einer Jüdin wäre!“ — erkennt Nathan nur die bescheidne Größe, die sich hinter das Abscheuliche flüchtet, um dem Danke zu entgehn. Dafür wird das zarte Anerbieten, wenigstens von seinem Reichtum Gebrauch zu machen, von dem Unerbittlichen mit beißender Ironie angenommen, indem er im Blicke auf seinen verschlissnen Mantel

verspricht, wenn „weder Stich noch Fetzen mehr halten wolle,“ bei Nathan um Vorschuß für einen neuen anzuklopfen, und dann, in dessen verfinstertem Antlitz Besorgnis des Geizes lesend, hinzufügt, daß das Tuch noch ziemlich im Stande sei, bis auf einen garstigen Brandfleck am Zipfel:

Er ist versengt!
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durchs Feuer trug!

Der Greis drückt den Zipfel an seinen Mund; eine Thräne fällt darauf; er bittet den Jüngling, auch seinem Mädchen den Mantel zu schicken, damit sie, die seine Kniee zu umfassen doch vergeblich hoffe, wenigstens ihre Lippen auf das Brandmal drücken könne.

Dieser Hieb hat getroffen. Der Templer ist gerührt, verwirrt:

Aber Nathan! Ihr
Setzt Eure Worte sehr — sehr gut, sehr spitz!

und wird nun vollends durch den Edelsinn des Siegers entwaffnet, der sein unhöfliches Benehmen auf biedre Gesinnung und zarte Rücksichtnahme zurückführt:

Der Vater weit entfernt!
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge,
Floht ihre Prüfung, floht, um nicht zu siegen!
Auch dafür dank ich Euch!

Doch nein! Wie kann der Christ über dem Menschen das Glied des herzlich verachteten Volkes vergessen, dessen Stolz, allein den wahren Gott zu verehren, sich auf Christ und Muselman vererbte. Er braust auf:

Wann hat und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier, als jetzt?

Und Nathan? Er reicht ihm nun leuchtenden Auges die ohne Zögern ergriffne Freundeshand; denn er hat einen Gleichgesinnten gefunden, dem als Christen, wie ihm selbst als Juden, es genügt, ein Mensch zu sein!

Diesem seltnen Freundesbunde lächelt nun als schönster Stern die liebliche Jungfrau. Wie freut sich Nathan im Vorgefühl ihrer Freude; welche heitre Ferne schließt sich ihm auf, während der Jüngling vor Verlangen glüht, die Tochter dieses Vaters, die längst geliebte, zu begrüßen. Noch heute will er Nathans so ängstlich gemiedne Schwelle betreten.

In diesem aber, der inzwischen zu seinem Erstaunen und der Seinigen Erschrecken vor den Sultan geladen worden ist, hat der Anblick des Jünglings das schlummernde Bild eines längst entschlafnen Freundes erweckt, eines Wolf von Filnek, dessen Schwert ihn aus manchen Gefahren errettete; ihm gleicht der Templer Zug um Zug, nach Wuchs, Gang, Stimme und Haltung. Sollte es gar der Sohn dieses Freundes sein, obwohl er sich ihm als Kurt von Stauffen vorgestellt hat? Stauffen hieß ja die Gattin seines Freundes! Kluge, planvolle Vorsicht muß das Geheimnis enthüllen, von dem so viel, unendlich viel für ihn, für Recha und den Templer abhängt. —

Ehe Nathan zum Sultan geht, giebt es noch eine drollige Abschiedsszene zwischen ihm und dem Derwisch, der hoch und heilig seine Unschuld beteuernd, es nicht mit ansehn will:

Wie Verschwendung aus
Der weisen Milde sonst nie leeren Scheuern
So lange borgt und borgt und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drin
Verhungern!

Denn daß der Freund zu seinem Nachfolger im Amte ausersehen sei, ihm gewiß; er solle nur den ganzen Bettel im Stich lassen und mit ihm als Bettler an den Ganges ziehn:

Am Ganges nur giebts Menschen, hier seid Ihr
Der einzige, der noch so würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte!

Mit dem wehmütigen Worte:

Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

scheidet der Weise von dem mürrischen Freunde, um sich selbst zum Sultan zu begeben. —

In unruhiger Spannung und Verlegenheit erwartet Saladin die Ankunft des Juden, dem er nach Sittahs Plane durch eine

religiöse Vexirfrage peinlichster Art eine Falle stellen soll, um auf diese Weise den Beutel des verängsteten Juden zu öffnen. Es bedarf aller weiblichen Ueberredungskunst der klügern Schwester, ihm die sehr gerechtfertigte Besorgnis auszureden, daß in seiner plumpen Hand das feine, spitze Ding zerbrechen möchte, zumal sein edler Sinn es lieber schlechter noch als besser vollbringen will.

Mit sicherm Freimut und stolzer Bescheidenheit tritt Nathan vor den Herrscher, vernimmt aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß es weder auf seinen Reichtum, wie er vermutet, noch auf seine Kenntnis von der Stellung der feindlichen Heere, vielmehr auf nichts Geringres als auf einen Meisterspruch seiner Weisheit abgesehn ist, indem ihm der Nachfolger des Propheten die Frage vorlegt nach der besten Religion. Islam, Judentum und Christentum, welche von diesen drei Religionen ist die beste, die wahre?

Nach kurzer Ueberlegung ist der die Wahrheit nicht in Wahrheit fordernde Sultan durchschaut; denn:

> Er stürzte mit der Thüre so ins Haus!
> Man pocht doch erst, wenn man als Freund sich naht!

Und vorsichtig die gelegte Schlinge umgehend, wirft Nathans wunderthätige Dialektik auch diesen Gegner zu Boden, um — ihn zum Freunde zu gewinnen.

Er erzählt dem Sultan die bekannte Parabel von den drei Ringen. Ein kostbarer Ring mit der geheimen Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, vererbte vom Vater immer auf den liebsten Sohn, ihn zum Fürsten des Hauses erhebend, bis endlich ein Vater von drei ihm gleich gehorsamen und darum auch gleich geliebten Söhnen aus frommer Schwachheit einem jeden den Ring versprach und dann, um keinem sein Wort zu brechen, vor seinem Tode nach dem Muster des echten Rings zwei andre verfertigen ließ, sodaß jeder den ihm versprochnen mit dem väterlichen Segen empfängt.

Der Vater stirbt, die Erben streiten, jeder auf Grund seines Ringes, um die Herrschaft im Hause — umsonst!

> Der rechte Ring war nicht
> Erweislich; — fast so unerweislich als
> Uns jetzt der rechte Glaube!

Damit ist der Angriff des Sultans zurückgeschlagen. Nathan getraut sich nicht, die Ringe zu unterscheiden,

> die
> Der Vater in der Absicht machen ließ,
> Damit sie nicht zu unterscheiden wäreu.

Denn wenn auch, wie jener einwendet, die Religionen sich unterscheiden „bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank," so doch nicht hinsichtlich ihrer „Gründe," d. h. der Wertschätzung seitens der an sie Gläubigen; denn jeder muß die von den Vätern auf Treu und Glauben überkommne Religion für die wahre halten, woraus freilich mit unerbittlicher Konsequenz hervorgeht, daß keine die allein wahre ist, wie denn auch von dem Richter, vor dem nun die streitenden Söhne erscheinen, alle drei Ringe für unecht erklärt werden.

Aber dieses negative Resultat weiß Nathan durch den herrlichen Rat des auf einen Spruch verzichtenden Richters zu überbieten, und hierin findet die Parabel ihren Gipfelpunkt:

> So glaube jeder seinen Ring den echten!
> Es eifre jeder seiner unbestochnen,
> Von Vorurteilen freien Liebe nach!
> Es strebe von euch jeder um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
> Mit innigster Ergebenheit in Gott
> Zu Hilf! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
> Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
> So lad ich über tausend tausend Jahre
> Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
> Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen
> Als ich und sprechen! — Geht! — So sagte der
> bescheidne Richter.

Saladin hat mit steigender Begeistrung den Worten des Weisen gelauscht; was er dunkel ahnte, hoffte und unbewußt übte, tritt hier in lichter, sieghafter Klarheit vor sein leuchtendes Auge; hingerissen von der Gewalt der Wahrheit wirbt er stürmisch und nicht vergebens um die Freundschaft des Juden, den nun an einem Tage — kaum kann er es tragen — mit

dem Christen und Moslem das heilige Band der einen, wahren Religion der Gottes- und Menschenliebe umschließt. Als freies Freundesgeschenk empfängt jetzt tiefbeschämt der Sultan, was er zu erpressen gedachte; mit freudigem Stolze vernimmt er aus Nathans Munde von dem Templer, dem von ihm begnadigten Ebenbilde seines Bruders Assad, und seiner hochherzigen That und bittet den Freund, ihn als Dritten im Bunde ihm zuzuführen.

Während dieses Triumphes der väterlichen Weisheit hat die Schönheit der Tochter einen nicht minder raschen und vollkommnen Sieg errungen; der Templer kam und sah und — liebte, liebte mit der vollen Glut der auflodernden Leidenschaft.

Die Anmut dieser hier nur kurz anzudeutenden Szene ist entzückend. Wie er sie anschauend, von der Macht der Schönheit bezwungen, kaum ihre mit holder Ironie seinen rauhen Starrsinn strafenden Dankesworte vernimmt; wie er den Blick abwendet, um nur dem süßen Quell der beredten Lippen zu lauschen, die vom Berge Sinai sprechen und allem Möglichen, nur nicht von Liebe; wie seine Seele zwischen Auge und Ohr geteilt ist; wie er endlich, der niemals dem Feinde den Rücken gezeigt, in hastiger Flucht vor sich selbst dem nun wie zum zweitenmale brennenden Hause entstürzt, das er nicht eher wieder betreten will, bis ihm der Vater sein Urteil gesprochen hat, um sie entweder nie oder auf immer wiederzusehn.

In dem ergreifenden Monologe, der mit den Worten beginnt:

> Hier hält das Opfertier ermüdet still!

spüren wir noch die leisen Nachzuckungen des langen Seelenkampfes, der in ihm seit jener Rettungsthat zwischen der aufkeimenden Neigung zu der Jüdin und seiner männlichen Selbstständigkeit sowohl als seiner christlichen Tempelritterwürde getobt hat und dessen äußres Symptom in jenem bittern, abstoßenden Wesen zu Tage trat. Jetzt fühlt er sich ganz als Sklave der übermächtigen Liebe.

> Von ihr getrennt zu leben, wär mein Tod!
> Und wo wir immer nach dem Tode sind,
> Auch da mein Tod!

Ein Bild aus frühsten Kindheitstagen, von einem ritterlichen arabischen Prinzen, der sein Vater gewesen sein soll, steigt vor der ahnungsvollen Seele auf; er will seiner würdig lieber mit Männern fallen, als mit Kindern stehn.

Und ist er denn nicht Nathans, seines Freundes, Zustimmung gewiß, der soeben, „heitre Freude glühend," von Saladin zurückkommt? Mit ungestümer Werbung fällt der Jüngling dem Greis um den Hals, er nennt ihn Vater und — wird durch Nathans freundschaftliche Zurückhaltung aus allen seinen Himmeln gerissen. Anstatt, wie erwartet, ihn als Sohn zu begrüßen, verhört ihn der Jude nochmals wegen seiner Abstammung, die, wie der Templer mit erneuter Bitterkeit bemerkt, freilich nicht so sicher wie seine bis Abraham hinauf und weiter verfolgt werden könne.

Um aber das Unglück vollständig zu machen, kommt nun, nachdem Nathan zur Geduld ermahnend sich entfernt hat, Daja heimlich herbeigeschlichen und teilt dem Ritter, dessen grenzenlose Liebe zu Recha ihr seine eilige Flucht offenbart hat, ihr lange und widerwillig bewahrtes Geheimnis mit, um endlich ihrem Gewissen Luft zu machen, sowie dem Christen alle Skrupel hinsichtlich der Verbindung zu benehmen.

Denn Recha — so lautet ihre Mitteilung — ist keine Jüdin, sondern eine Christin, und zwar nicht, wie der Templer höhnisch vermutet, „eine Christin von ihrer Mache," vielmehr ein getauftes Christenkind, nicht Nathans Tochter, sondern von diesem an Kindesstatt angenommen und in seiner oder vielmehr in keiner Religion erzogen. „Ihr Glück ist, längst zu sein, was sie zu werden verdorben ward!" Mit der Bitte, wenn er die Geliebte nach Europa führen werde, auch sie nicht zurückzulassen, verläßt die wohlmeinende Unheilstifterin den Erstaunten, der nun an Nathans Freundschaft, Güte und Wahrhaftigkeit vollständig zu zweifeln beginnt, in der höchsten Verwirrung.

Seiner rätselhaften Handelsweise die niedrigsten Motive fanatischen Christenhasses unterschiebend, glaubt der freisinnige Schwärmer sich nun selbst als Christ fühlen zu müssen, während

doch nur das leidenschaftliche Streben nach dem Besitze der Tochter ihn beherrscht.

Er ist entdeckt!
Der tolerante Schwätzer ist entdeckt!
Ich werde hinter diesen jüdschen Wolf
Im philosophschen Schafspelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen!

Unentschlossen, was nun zu thun sei, wie er die Christin den Händen des Juden entreißen könne, begiebt er sich schleunigst zu dem von ihm so tief verachteten Patriarchen, um ihn in dieser heiklen Angelegenheit um Rat zu fragen. Zum Glück hat die frühere Freundschaft mit Nathan ihm soviel Besonnenheit bewahrt, daß er seinen Fall ohne Namennennung, nur als interessantes Problem kirchenrechtlicher Kasuistik vorträgt, nicht als wirkliches Faktum, „so sich in unsrer lieben Stadt Jerusalem begeben."

Der Bescheid des von Lessing nicht gerade wohlwollend gezeichneten Kirchenfürsten, dieses „entfamten Jesuwiters," wie ihn Reuters Onkel Bräsig nennen würde, lautet selbstverständlich auf nicht nur einfachen, nein dreifachen Feuertod des schändlichen Juden, der, die Christin nicht sowohl in seiner als in keiner Religion erziehend, sich keiner geringern Sünde als der wider den heiligen Geist schuldig gemacht habe.

Durch solche christliche Blutgier wieder einigermaßen zur Besinnung gebracht, eilt der leidenschaftliche Jüngling zu dem ihn bereits mit väterlichen Gefühlen erwartenden Sultan, vor welchem er sein ganzes, von Liebe zur Tochter und Zorn gegen den Vater übervoll geschwelltes Herz ausschüttet. Mit Ernst und Milde besänftigt Saladin die brausende Flut und erkennt nicht zum mindesten an dem aufbrausenden Trotz seinen geliebten Bruder Assad, in dessen Bildnis Sittah die schönen Züge des Templers wiederfindet. Mit dem lebhaften Wunsche befestigt sich mehr und mehr ihre geheime Hoffnung, der Templer möchte der Sohn des einst auf rätselhafte Weise verschwundnen Bruders sein. Der edle Sultan aber übernimmt die Aufgabe, die getrennten Freunde zu verständigen und Nathan seinen so hartnäckig festgehaltnen Raub abzujagen.

Auch soll es Nathan schon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleisch ein Christenkind
Erziehen dürfen.

Doch nicht seiner, sondern des weisern Nathans Hand hat der Dichter die Entwirrung des vielverschlungnen Knotens vorbehalten. Auch Nathans Gemüt ist umwölkt; nicht ohne Sorge blickt er in die Zukunft.

Wem gönnte er seine Recha lieber als dem befreundeten Jüngling? Aber das Geheimnis, das dunkel geahnt in seinen Zügen webt, hält mit strengem Pflichtgebot den liebevoll ausgebreiteten Arm zurück. Es gilt Geduld, Entsagung, Gottvertrauen, und wer übte dies in höherm Grade als der Weise?

Seiner Weisheit kommt die fromme Einfalt des Klosterbruders wirksam zu Hilfe. Dieser erscheint, vom Patriarchen beauftragt, den ruchlosen Juden des Templers, von dessen nicht bloß hypothetischer Existenz der fromme Herr überzeugt ist, zum Zweck weitrer Maßnahmen auszuschnüffeln. Der Bruder weiß, daß es Nathan ist; er weiß noch mehr als Nathan und alle. Vor achtzehn Jahren hat er — damals Reitknecht eines arabischen Herrn, der dann bei Askalon fiel — in dessen Auftrage ein Kind von wenigen Wochen dem Nathan übergeben; dies Kind ist Recha, ihr Vater der verstorbne Freund Nathans, Wolf von Filneck.

Freilich — so argumentirt der fromme Bruder — hätte Nathan klüger gethan, die Christin durch die zweite Hand als Christin auferziehn zu lassen; aber dann hätte er die Tochter seines Freundes auch nicht geliebt, „und Kinder brauchen Liebe in solchen Jahren mehr als Christentum."

Solche alles zum besten kehrende Liebe öffnet nun Nathan das Herz, und mit thränengefülltem Auge vertraut er der frommen Einfalt, was noch kein menschliches Ohr vernommen hat.

Er erzählt von einem brennenden Hause, das die Wut der Christen entzündet — das war *sein Haus*; er erzählt von einem Weibe und sieben hoffnungsvollen Söhnen, die die Flammen gefressen, das war *seine Gattin, seine Kinder*!

Drei Tag und Nächt hab ich in Asch
Und Staub vor Gott gelegen und geweint; —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen. . . .
Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm: Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Ratschluß dies! Wohlan!
Komm, übe, was du längst begriffen hast!
Steh auf! — Ich stand und rief zu Gott: „Ich will!
Willst du nur, daß ich will!" — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind
In Euren Mantel eingehüllt. Ich nahm
Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte: „Gott! auf sieben
Doch nun schon *eines* wieder!"

Nathan, Nathan!
Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie!

So ruft der Klosterbruder aus, mit staunender Rührung in das tiefste Herz des Weisen schauend, und vor uns erhebt sich dieser zu einer Seelengröße, wie wir sie kaum zu ahnen gewagt hätten. Wir wundern uns nicht, wenn er seine sieben Söhne in Recha nicht aufs neue verlieren will. Zwar wird er gehorchen, wenn die Vorsehung sie von ihm zurückfordert, aber nicht, um sie, die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde zu sein erzogen ward, dem Ersten Besten, wie dem Patriarchen, zu überliefern, sondern nur dem, der ein früheres Anrecht an sie nachweist.

Da erinnert sich der Bruder eines alten Gebetbüchleins, das er damals seinem toten Herrn aus dem Busen gezogen; in ihm stehn dessen Angehörige in arabischer Schrift geschrieben; er eilt es zu holen, und Nathan empfängt mit diesem unschätzbaren Kleinode die Lösung des Rätsels: sein Freund Wolf von Filnek, der Vater Rechas, und Saladins Bruder Assad, der Vater des Templers, sind ein und dieselbe Person: *Recha und der Templer Geschwister!*

Nathan, der den dienstfertigen Bruder mit einer reichen ihm aufgezwungnen Belohnung entlassen hat, möchte nun gleich unter freiem Himmel auf seine Kniee sinken und Gott danken — so leicht fühlt er sich jetzt, so frei!

Gott, wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! Daß ich vor
Den Menschen nun so frei kann wandeln als
Vor Dir, der Du allein den Menschen nicht
Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten *seine* Thaten sind, o Gott!

Während so in Nathans Gemüt wieder die gewohnte heitre Klarheit herrscht, wirft das Geheimnis ihrer Geburt in Rechas unschuldsvolle Seele seine beängstigenden Schatten. Prinzessin Sittah läßt sie zu sich befehlen, und zwar aus einer sehr erklärlichen Neugier, weil sie von gewissen Männern gar zu gern sobald als möglich wissen möchte, was für ein Mädchen sie lieben können. Daja indes, überall das Schlimmste argwöhnend, befürchtet, man wolle die schöne Tochter des reichen Juden in den Harem des Sultans verpflanzen; der Templer ist um seine Liebe, sie selbst um die letzte Hoffnung betrogen. Darum gilt es, den letzten Trumpf auszuspielen, und auf dem Wege zum Sultan wird in den Ruinen eines alten Christentempels unter feierlichen Zeremonien Recha über ihre christliche Abkunft aufgeklärt.

Ganz verstört kommt das arme Kind zu der es mit halb schwesterlicher, halb mütterlicher Zärtlichkeit empfangenden Prinzessin und fleht diese, in Thränen aufgelöst, um Schutz gegen ihre „gute, böse Daja" an, welche sie des heißgeliebten Vaters berauben wolle. Der liebenswürdige Saladin stellt sich ihr selbst als Vater und den Templer als besten Beschützer in Aussicht.

Dieser hat inzwischen die im Sturm der Leidenschaft verübte Unbesonnenheit schmerzlich bereut. Denn — so muß die beruhigtere Liebe sich gestehn — Rechas wahrer Vater ist und bleibt doch trotz dem, der sie zeugte, der Jude, der allein diesem Kleinode den unschätzbaren Wert verlieh, ohne den selbst ihr bezauberndes Lächeln nichts als sanfte, schöne Zuckung ihrer

Muskeln sein und ihm nie den Wunsch entlockt haben würde, das Leben in seinem Sonnenschein zu verflattern.

Männlich offnes Geständnis seiner Verirrung gegenüber dem nun doppelt verehrten Freunde; erneute, stürmischere Werbung um die Tochter, die sein Ritterschwert gegen alle Patriarchen der Welt beschützen will, und erneute Ablehnung von Nathans Seite, der den betrübten Jüngling an einen bei Saladin aufzusuchenden Bruder Rechas als alleinigen Besitzer aller Anrechte an sie verweist. Die anmutige Schlußszene in des Sultans Palaste ist ein ebenso reizvolles als erhebendes Spiel edelster und freudigster Ueberraschungen, wobei der Weise die Stelle einer gütigen Vorsehung zu allseitiger Befriedigung vertritt.

Nachdem er die Thränen der Tochter um den nun unverlornen Vater getrocknet, führt er Recha, jetzt Blanda von Filnek, ihrem brüderlichen Retter zu. Arme schwesterlicher Liebe breiten sich dem Bruder entgegen; aber einer andern Liebe gewärtig, weicht dieser betroffen in höchster Verwirrung zurück. Noch einmal muß Saladins Zorn gegen den seines Assad Züge lügenden Betrüger aufwallen, bis der schwerste Kampf in der männlichen Brust siegreich bestanden ist, und Leu von Filnek, ein Reinerer, Edlerer als der ehemalige Templer, in den Armen der Schwester ruht.

Mit dem Kindheitstraume des Templers wird auch Saladins und Sittahs geheimstes Hoffen herrlich erfüllt, indem sie beide Kinder ihres Bruders Assad umarmen. — Ohne Hochzeitsreigen und Myrtenkranz feiert hier die reinste menschliche Liebe ihren festlichen Triumph; das durch Geistesfreiheit und Seelenadel befreundete Dreigestirn, Nathan, Saladin und den Templer, umschließen nun traute Familienbande zu dauerndem Bunde.

Soweit der Verlauf der Handlung. H-Sch

Aus Italien

(Die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel) Die deutsch-evangelische Diaspora Italiens ist in Deutschland wenig bekannt. Man kennt dort wohl die Waldenser, läßt ihnen bedeutende Unterstützung zufließen, hegt vielfach in Hinsicht des Werkes der Evangelisation Italiens grundfalsche Vorstellungen und kümmert sich um die evangelischen Deutschen Italiens so wenig, als ob sie gar nicht da wären. Die meisten jener deutschen Touristen, die oft in Scharen z. B. nach Neapel kommen, haben nie in ihrem Leben vernommen, daß dort eine deutsch-evangelische Gemeinde mit Kirche, Schule, Hospital besteht, und nicht alle erfahren dies wenigstens an Ort und Stelle. Wenn man die Diaspora Italiens wenig kennt, so liegt der Grund teilweise in der Thatsache, daß sie ein „ruhiges und stilles Leben“ führt, nicht viel von sich selber redet und nichts an die große Glocke hängt. Wir sind nun überzeugt, daß man im evangelischen Deutschland für die Diaspora Italiens größres Interesse hegen und zeigen wird, wenn man sie näher kennt, und dazu möchten diese Zeilen beitragen.*)

Die deutsch-evangelische Gemeinde Neapels hat soeben ihren Jahresbericht herausgegeben, aus dem wir Nachstehendes mitteilen:

Die Kirche ist jetzt schuldenfrei, eine erfreuliche und für die Gemeinde wichtige Thatsache. Ihr Bau, der 1866 vollendet wurde, erforderte eine Ausgabe von 250 000 Lire, wovon die Hälfte auf den französischen Teil der Gemeinde fiel. Die dem deutschen Teil zufallende Hälfte, also 125 000 Lire, wurde so aufgebracht: Gaben vom Ausland 27 000 Lire, Gaben in Italien 2000 Lire, Zeichnungen der Gemeinde 66 000 Lire, zusammen 95 000 Lire. Der Rest von 30 000 Lire wurde durch eine Anleihe in der Gemeinde beschafft, indem man verzinsliche Obligationen ausgab, von denen jährlich ein Teil ausgelost wurde. Um diese jährliche Amortisation zu bewerkstelligen, wurden an den hohen Festen Kollekten erhoben, auch wurden die Gebühren für Taufen, Trauungen u. s. w. für jenen Zweck verwendet. Nach dem Voranschlag sollte die Amortisation mit dem Ende dieses Jahrhunderts vollendet sein, also 1899. Wenn sie nun elf Jahre früher erfolgte, so ist das der Opferwilligkeit der Gemeinde zu danken. Der Bericht sagt: „Die Kirche ist schuldenfreies Eigentum der Gemeinde. Mögen die folgenden Geschlechter nie der großen Opfer uneingedenk werden, welche die gegenwärtige Generation ihnen in diesem schönen Vermächtnis dargebracht hat; möge es sie zur Nacheiferung anregen und so die Kirche eine Quelle immer neuen Opfermutes, immer neuer Liebe zum Evangelium und zum Vaterlande werden für alle Zeiten.“

Die Gemeindeschule erforderte im verfloßnen Jahre eine Ausgabe von 41 996 Lire, zu welchem Zweck an Schulgeld 26 453 Lire eingingen. Würden alle Schüler das festgesetzte Schulgeld zahlen, so könnte die Schule fast allein davon bestehen; manche Schüler aber haben gänzlich oder teilweise unentgeltlichen Unterricht. Aus diesem Grunde muß die Opferwilligkeit der Gemeindeglieder bedeutenden Zuschuß leisten. Die Schule (Knaben- und Mädchenschule getrennt) hatte im verfloßnen Jahre 187 Schüler, die von acht Lehrern und fünf Lehrerinnen unterrichtet wurden.

Das deutsche Gemeindehospital hatte im verfloßnen Jahre eine Ausgabe von 7236 Lire; es wurden 108 Kranke verpflegt, die meisten davon unentgeltlich, sodaß an Verpflegungsgeldern nur 614 Lire eingingen. Groß ist die Zahl der deutschen Handwerksburschen, die im deutschen Hospital, mit Malariafieber oder wunden Füßen behaftet, Aufnahme finden. Fast tagtäglich kommen solche wanderlustige Pilger hier an, und bei den meisten heißt es: Meine Schuhe sind zerrissen, meine Strümpfe sind entzwei! Es besteht ein deutscher Hilfsverein in Neapel, der jährlich bedeutende Summen verausgabt, um diese Wandrer kurze Zeit zu verpflegen und ihnen dann die Heimkehr zu ermöglichen. Hierauf verlassen sich jene Vagabunden. Es müßte in Deutschland mehr geschehen, um dies Vagabundiren deutscher nach Italien wandernden Handwerker möglichst zu hindern; man müßte öffentlich warnen und immer wieder bekannt machen, daß in Italien von solchen Wandrern keine Arbeit gefunden wird. Im verfloßnen Jahre verausgabte genannter Hilfsverein 6338 Lire, davon eine Hauptsumme für deutsche Handwerksburschen. —

Die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel vereinigt Deutsche und Schweizer und verteilt sich über ein weites Gebiet. Die meisten Mitglieder wohnen in Neapel; eine bedeutende und sehr im Wachsen begriffne Kolonie bewohnt das Thal des Irno bei Salerno und hat eine Schule von etwa 40 Kindern, auch monatlichen Gottesdienst. Andre Gemeindeglieder wohnen in den Städten Scafati, Angri, Nocera, Piedimonte d'Alife. Das Thal des Irno bei Salerno hat bedeutende schweizerische Fabrikanlagen, die in hoher Blüte stehen und die einstige Wildnis jenes Thales in einen Garten verwandelt haben. In den übrigen genannten Städten sind gleichfalls Fabriken. Die älteste obgenannter Kolonien ist die in Piedimonte d'Alife im Thal des Volturno, etwa zehn Meilen von Neapel entfernt. Unter König Murat ließen sich dort Schweizer nieder, die während der Franzosenzeit und auch später sich bedeutender Privilegien zu erfreuen hatten. Etwas jünger ist die zahlreiche und blühende Kolonie im herrlichen Thale des Irno, das schon zur Hellenenzeit eine hellenische Bevölkerung hatte, wie die dort gefundnen Gräber beweisen. Jahrhunderte hindurch war dies Thal einsam und verlassen, bis durch die Thatkraft, den Fleiß und die Intelligenz deutscher Schweizer dort neues Leben erblühte.

In Neapel selbst, einer Stadt von etwa einer halben Million Einwohner, verschwindet die deutsch-evangelische Gemeinde als eine von der eingebornen Bevölkerung wenig gekannte und wenig genannte Gemeinschaft, die niemals Anfeindung von katholischer Seite erfahren hat. Die deutsch-evangelische Gemeinde genießt Gastrecht im katholischen Lande und kann es nicht für ihre Aufgabe ansehen, Propaganda zu machen. Für die Evangelisation arbeiten in Neapel die Waldenser, die Chiesa libera, die schottische Presbyterian church, sowie die Methodisten. Letztre besitzen eine mit amerikanischem Gelde erbaute stattliche Kirche, vielleicht die größte unter allen evangelischen Kirchen Italiens. Die Fortschritte der Evangelisation sind in Neapel, wie im ganzen Süden Italiens, sehr gering. Vor reichlich dreihundert Jahren ging durch die höhern Stände Neapels ein reformatorischer Hauch, wie z. B. manche Lieder der Vittoria Colonna beweisen; heutzutage stehen diese Stände dem Evangelium fern; die Evangelisationsarbeit hat bis jetzt nicht vermocht, unter ihnen Fuß zu fassen. Die Aristokratie Neapels ist es, die in unsern Tagen das neue Madonnenheiligtum bei Pompeji zu hohem Ansehn gebracht hat.

Während also die deutsch-evangelische Gemeinde sich jeder Propaganda enthält, bleibt es ihre Aufgabe, die einzelnen Mitglieder durch die Pflege evangelischer Gemeinschaft zu stärken, in der Fremde, mitten im katholischen Lande, das evangelische Bewußtsein bei den Mitgliedern zu schärfen, und ferne von der Heimat den Zusammenhang mit der Mutterkirche festzuhalten, in klarer Schätzung der Geistesgüter, die wir der Reformation verdanken.

Wir fügen zum Schluß einen Ueberblick über die gesamte Fremdenkolonie Neapels bei.

Zwei Schulen mit internationalem Charakter, eine für Knaben, eine für Mädchen, sind vorhanden, die erste mit deutscher, die andre mit französischer Unterrichtssprache. Die internationale Knabenschule, zahlreich besucht, bereitet ihre Schüler vorzugsweise auf die obern deutschen Gymnasialklassen vor. Von Frauen der verschiednen Nationsangehörigen wurde ein Asyl für Lehrerinnen, Bonnen und Mägde gegründet, das im verfloßnen Jahre 117 junge Mädchen aufnahm. Diese Zahl beweist, wie viele Lehrerinnen, Bonnen u. s. w. z. B. aus Deutschland und der Schweiz nach dem Süden kommen, gerufen und ungerufen. Die Anstalt hat auch die Absicht, solchen jungen Mädchen Stellen zu verschaffen, weist aber im Bericht für 1888 auf die Thatsache hin, daß leider vielen von ihnen die Eigenschaften fehlen, die sie empfehlenswert machen. Viele wollen für einen möglichst hohen Lohn möglichst wenig Arbeit. Auch an dieser Stelle möge eine Warnung laut werden. Die meisten jener jungen Mädchen, die als Lehrerinnen und Bonnen in italienische Familien eintreten, erleben bittre Täuschungen, wie die Erfahrung hundertfältig beweist. Deutsche Lehrerinnen sollten nie aufs ungewisse nach Italien kommen!

Alle Protestanten Neapels, also vorzugsweise deutsche, schweizerische und großbritannische Nationsangehörige, haben einen gemeinsamen protestantischen Friedhof unweit der Porta Capuana. Der tosende Lärm der großen Stadt dringt nicht in diesen stillen Raum; wer diesen Friedhof

---

*) In gleicher Absicht haben wir bereits in Nr. 15 dieses Jahrgangs den Artikel: Tagebuchblätter aus Italien, 11: Karfreitag in Messina veröffentlicht. Siehe diesen. D H

sah, wird ihn schwerlich wieder vergessen. Es ist ein großer Garten voll Blumen, voll schöner Südpflanzen, voll weißer Marmordenkmäler, in deren Mitte sich eine hochragende Dattelpalme erhebt. Da schläft sichs gut. T

(Aus Neapel) Von den vierhundert Kirchen Neapels werden in den nächsten Monaten zweiundsechzig verschwinden. Am 17. Juni hat man nämlich ein großartiges Werk, den ‚risanamento di Napoli' begonnen. Die Königliche Familie war bei seiner Einweihung zugegen. Vom Staate sind hierzu hundert Millionen bewilligt. Ganze Quartiere werden infolgedessen niedergerissen; 217 enge Straßen der Altstadt werden teils verschwinden, teils bedeutend erweitert; 17000 Wohnungen müssen geräumt werden, und 87447 Personen müssen sich eine andre Wohnung suchen. Ueberall, wohin man blickt, sind neue Quartiere mit stattlichen Bauten entstanden; verschiedne neue Kirchen sind dafür schon wieder im Bau begriffen, sodaß die zweiundsechzig verlornen bald durch neue ersetzt sein dürften. T

(Kirchliche Strafen) Bekanntlich hat der Papst dem Klerus die Teilnahme an politischen Wahlen verboten. Trotzdem haben in entlegnern Ortschaften, namentlich in Süditalien, Priester bei den Deputirtenwahlen mitgewirkt und sind ihren Pflichten als Staatsbürger nachgekommen. Gegen solche gehn nun in der letzten Zeit die Bischöfe mit Strenge vor, was folgender Fall beweist. In der Basilicata fand vor einigen Tagen eine politische Wahl statt und die Priester der Diözese Matera gingen, wie gewohnt, dorthin, um für den Kandidaten, der ihnen am besten paßte, zu stimmen. Einige Tage darauf erhielten sie vom Erzbischof von Matera ein Schreiben, worin dieser ihnen ihre Suspension für fünfzehn Tage anzeigte. Um einen Artikel des Strafgesetzbuchs zu umgehn, hatte der Erzbischof mit jesuitischer Schlauheit nicht den Grund angegeben, weshalb er diese Strafe über sie verhängte. T

(Das neue Strafgesetzbuch), das nuumehr vom Könige unterzeichnet ist, tritt mit dem 1. Januar 1890 in Kraft. Es wird wie ein Damoklesschwert über den Häuptern der Geistlichen schweben. Wir meinen den Abschnitt: Von den Mißbräuchen der Ministri del culto nell' esercizio delle proprie funzioni. Es heißt z. B. im § 182: Der Kultusdiener, welcher bei Ausübung seiner Funktionen öffentlich die Institutionen und Gesetze des Staates oder die Handlungen der Autoritäten tadelt oder herabsetzt, wird bestraft mit Haft bis zu einem Jahre und einem Strafgeld bis zu tausend Lire. Aehnliche Strafen drohen nach § 183 demjenigen Ministro di un culto, der zu Ungehorsam oder gesetzwidrigen Handlungen aufreizt. Dieses Staatsgesetz droht nicht die Dienstentlassung eines Geistlichen, will aber unter Umständen einem solchen das Staatsgehalt entziehn. Daß der Papst durch dies Gesetz die sogenannten Rechte der Kirche beeinträchtigt findet, brauchen wir nicht erst zu erwähnen; es wird sich zeigen, ob die Phrase des Erzbischofs von Turin Wahrheit enthält, der vor Jahren den Papst mit der Aussicht tröstete, daß die Umgebung des Vatikans in nächster Zeit erfüllt sein werde von priesterlichen Märtyrerleichen. T

Aus England

(Die Gründung evangelischer Mönchsorden) Durch die Blätter ging jüngst die Nachricht, daß man sich in England mit solchen Gedanken trage. Der Zusammenhang der Dinge ist folgender. Die Konvokation oder wie man es auch nennt, das Kirchenparlament, die geistliche Vertretung der Provinz Canterbury hatte eine Kommission eingesetzt zur Erforschung von Organisationen, welche geeignet wären, um die Massen der Arbeiterbevölkerung zu erreichen. Berichterstatter war Canon Farrar, an der Westminster Abtei, einer der angesehensten Geistlichen Englands, der freiern Richtung angehörig; es ist noch nicht lange her, daß er in einer Predigt erklärte, lieber wollte er die Kirche Englands entstaatlicht als romanisirt sehen. Nun der erste Satz, den die Kommission beantragte, lautet: 1. Nach Ansicht dieses Hauses ist die Zeit gekommen, da die Kirche sich mit Nutzen der freiwilligen Selbsthingabe von Bruderschaften bedienen kann, welche willig sind, im Dienste der Kirche zu arbeiten, ohne an irgendwelche Form öffentlicher Beiträge für Stiftungen zu appelliren.

Die Begründung Farrars schlägt folgenden Gang ein: Schon vor 35 Jahren hat ein Prälat von so gesundem und nüchternem Urteil, wie der †Bischof Blomfield von London sich nachdrücklich ausgesprochen für eine Organisation eben der Art, wie sie die Kommission im Auge hat. Wieviel mehr drängt jetzt die Zeit zur Ausführung des Gedankens. Wir dürfen nicht länger übersehen, daß die Kirche Englands die Fühlung verloren hat mit einem großen Teile jener Bevölkerungsklassen, die man kurzweg die „Massen" nennt. Wir wollen nicht Steine werfen auf die Vergangenheit; aber unsre Schwierigkeiten stammen aus der Zeit, da die Pluralitäten (Häufung mehrerer Pfarrstellen auf eine Person) zahlreich und selbstverständlich waren, da eine einzige Diözese 500 auswärts wohnende Geistliche hatte und die Pfarreien so ungeheuer waren, daß die Kirche ihr Werk nicht mehr thun konnte. Nichts hörte man damals häufiger in den Predigten als ein Schelten auf den Enthusiasmus, die Begeistrung, die heiligste Gabe, die Gott seiner Kirche geschenkt hat. Zudem mußten die Kirchenstühle meist gekauft werden, sodaß die Armen von selbst aus dem Gotteshause verstoßen waren. Jene Zeiten sind vorüber, — Gott sei Dank! Aber sie haben ihr schlimmes Vermächtnis hinterlassen, und jetzt gilt es nicht bloß, Verlornes wieder zu gewinnen, sondern mit der riesigen Entwicklung der Neuzeit gleichen Schritt zu halten. Wie rapid wächst die Bevölkerung Englands, während der Regierung der Königin Viktoria um 42 Prozent! mehr als in den 600 Jahren nach der normännischen Eroberung zusammen! Das nationale

Leben wandelt sich aus einem vorwiegend ländlichen in ein vorwiegend städtisches. London ist in 50 Jahren um 108 Prozent gewachsen, Liverpool um 105, Birmingham um 138, Sheffield um 180. Die großen Städte sind nach Aussage eines berühmten Arztes die Gräber für die physische Kraft eines Volkes; sie sind es zu einem guten Teil auch für die Sittlichkeit. In London sind 100000 Arme in öffentlicher Unterstützung, 80000 gefallne Weiber, 60000 Söhne und Töchter des Elends, zusammengedrängt in einzelnen Räumen ohne jede Möglichkeit anständigen Lebens. Wie entsetzlich vermehren sich „die Untauglichen" durch das verderbliche, frühzeitige Heiraten mittelloser Buben und Mädchen! 1878 zählte ein Arzt die Kinder von 100 Familien in dem (wohlhabenden) West End und von 100 Familien in dem (armen) Bethaal-green; dort waren es 172 Kinder, hier 748; in dem reichen Kensington kommen auf 1000 Seelen 20 Geburten im Jahr, in dem armen Fulham 48. In Zeit von zwei Generationen hat es England mit einer Bevölkerung zu thun, deren viele „nicht sowohl in die Welt geboren als in die Welt verdammt sind," mit einer Bevölkerung, die, wenn nicht durch Gottes Barmherzigkeit ungeahnte Ursachen dazwischen treten, wild vor Hunger, toll vor Verzweiflung sein mag. Welche Macht, wenn nicht die der Religion, kann diesem Elend steuern! Aber was für Mittel haben wir? Wir haben das Gemeindesystem, und ich danke Gott für den unschätzbaren Segen dieses Systems, — einen Segen, der auf die meisten Stätten des Jammers niederträufelt so erquickend, so wohlthätig und wohl auch so geräuschlos wie Gottes Thau. Aber die Kommission erfuhr von einer Gemeinde, in der drei Geistliche für 35 000 Seelen zu sorgen haben; in dem Landbezirk von Birmingham kommen auf einen Geistlichen 6000 Seelen, in manchen großen Städten 10 000. Eingehende Untersuchungen neuester Zeit haben ergeben, „daß das Christentum nicht im Besitze von Süd-London ist." Man nehme Stepney: aus der untersten Klasse kommt niemand zur Kirche; aus dem Handwerkerstand zwanzig bis dreißig Prozent. Wie viele tausende werden jährlich los und ledig im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren und kommen hinein in das sengende Feuer des Straßenlebens und seiner Versuchungen, um in einem Jahre alles wieder zu vergessen, was sie je gelernt, oder „um ihre Arithmetik in Betrügerei, ihre Litteratur in Lüderlichkeit umzusetzen." Unter dem Druck der gegenwärtigen Umstände bricht das Gemeindesystem an vielen Orten und in vielen Richtungen zusammen. Ich bitte euch, seid nicht starr in eurer Einförmigkeit! Laßt die Kirche von England nicht verknöchern in ihren Methoden, laßt sie nicht sterben an Respektabilität! Laßt ihr z. B. soviel wie möglich von jener Freiheit, für die heute morgen soviele gesprochen haben (in Sachen der Liturgie). Von weitrer Teilung der Pfarreien, von Laienwirksamkeit, Vermehrung der Geistlichen handelt der Kommissionsbericht eingehend. Die größte Hilfe, auf die wir bauen, ist die ungeteilte persönliche Aufopferung, getragen von intensiver Begeisterung. Wir bedürfen die Hingebung von Männern, die zufrieden sind, Aug in Auge, Schulter an Schulter zu leben mit den Unwissenden, Lasterhaften, Verkommnen. Nur Opfer tragen Früchte. Es bedarf individueller und korporativer Aufopferung. So und so allein sind große Uebel zurückgedrängt und ganze Jahrhunderte gehoben worden. Es geschah durch individuelle Aufopferung, daß Carey unsre Missionen in Hindostan einweihte, daß Clarkson den Sklavenhandel beseitigte, daß Howard die Gefängnisse säuberte. Und ich bekenne, nichts hat mich mehr von der Notwendigkeit von Bruderschaften überzeugt, als das ungeheure, in aller Ruhe und Stille vollbrachte, fast unbekannte Werk, das ein Karmeliter-Mönch, jetzt Bischof von Torregiani, unter der entsetzlich verkommnen irischen Bevölkerung von Süd-Wales ausgeführt hat. Aber es bedarf ebenso korporativer Aufopfrung. So war im vierten Jahrhundert das Werk der Eremiten inmitten einer sterbenden Gesellschaft; so im sechsten Jahrhundert das Werk der Benediktiner, als die Zivilisation in Gefahr war durch die Flut der Barbaren weggeschwemmt zu werden; so war im dreizehnten Jahrhundert das Werk eines Franz von Assisi und der ersten Bettelmönche in einer Kirche voll Glanz und Luxus, in einer Zeit, die der unsrigen ähnlich ist; so war das Werk eines Vinzent von Paul und seiner Bruderschaft der Barmherzigkeit, seinen Lazaristen und Barmherzigen Schwestern in der Zeit des Kardinals von Retz; so im achtzehnten Jahrhundert das Werk Wesleys und Whitfields.

So weit Farrar. Seine Rede fand lauten Beifall; andre sprachen noch in demselben Sinne. Der Vorsitzende beantragte in Anbetracht der späten Zeit die weitern Sätze auf die nächste Sitzung der Konvokation zu vertagen, nämlich: 2. Den Mitgliedern solcher Bruderschaften soll es gestattet sein, sich durch lösbare Gelübde der Ehelosigkeit, der Armut und des Gehorsams zu verpflichten. 3. Solche Bruderschaften sollen ihr Werk treiben in strengem Gehorsam gegen die Autorität des Bischofs, in dessen Sprengel sie sind, und nur auf Einladung und Bevollmächtigung seitens der Gemeinde-Geistlichen. — Wir enthalten uns für jetzt eines Urteils über diese Vorschläge. Jedenfalls sind sie auch ein Zeichen der Zeit. In England haben sich lebhafte Stimmen erhoben für und wider, doch weit mehr in erstrem Sinne. C S

Innre Mission und Soziales

(Herbergen zur Heimat und Verpflegstationen) Vom Vorstande des Deutschen Herbergsvereins wird uns geschrieben: Der in Nr. 33 der Christlichen Welt Sp. 664 unten beklagte Gegensatz der Anschauung des Zentralausschusses für innre Mission und des Pastors von Bodelschwingh über das Verhältnis von Herbergen zur Heimat und Verpflegungsstationen ist kein so erheblicher, als dort angenommen zu werden scheint. Auch der Zentralausschuß verwirft keineswegs grundsätzlich

die Verbindung beider; er will nur keine derartige Verschmelzung, daß die Herberge zur Heimat nicht mehr als Anstalt der innern Mission, sondern als ein Kommunalinstitut zur Verpflegung mittelloser Wandrer erschiene. Pastor von Bodelschwingh will dies ebenso wenig.

Die letzte Hauptversammlung des Deutschen Herbergsvereins hat gezeigt, daß die große Mehrheit der Vertreter der Herbergen zur Heimat einem engen Bundesverhältnis zwischen Herbergen und Stationen entschieden zugethan ist. Die Mehrzahl der Herbergen zur Heimat ist bereits mit Stationen verbunden (in Preußen von 207: 130), darunter auch großstädtische. Der Streit ist nur Streit um Begriffe und Theorien; sachlich herrscht ziemlich vollständiges Einverständnis. Der Zentralausschuß ist übrigens dem Wunsche des Deutschen Herbergsvereins, die Bedingungen der Anerkennung einer Herberge als „Herberge zur Heimat" in einzelnen Punkten weiter zu fassen, nachgekommen. (Vergl. Arbeiterkolonie, Juli 1889).

(Ein sozialdemokratisches Blatt über die Vernichtung des Familienlebens) Nr. 33 der Berliner Volks-Tribüne enthält eine Reihe von Artikeln zur Frauen- und Arbeiterinnenfrage. Einer davon ist überschrieben: Die Vernichtung des Familienlebens. Wir empfehlen ihn dem Nachdenken unsrer Leser. Es versteht sich, daß wir die Uebertreibung, mit der Mißstände zumal in den „reichen" Kreisen geschildert und verallgemeinert werden, nicht vertreten; darüber länger uns auszulassen, scheint überflüssig. Aber der Artikel zeigt, wie die sozialdemokratischen Beobachter die Gesellschaft sehen, und er beweist zugleich, daß sie das Ideal der „Familie" noch nicht, wie ihnen oft zu schnell nachgesagt wird, weggeworfen haben. Wer lernen will, wird jedenfalls daraus lernen können.

R

Die Vernichtung des Familienlebens

Die kapitalistische Produktionsweise zersetzt ebenso langsam als sicher alles Familienleben des alten Stils.

Wie soll das Familienleben bei den Armen bestehen bleiben, wenn die Unternehmer, — angespornt durch die Sucht nach Gewinn, gezwungen durch die Konkurrenz, fortwährend auf der Suche nach billigern Arbeitskräften, Frauen und Kinder*) vom häuslichen Herde und aus der Schule reißen, um sie in die Fabriken zu treiben, wo sie die Plätze der Männer einnehmen, so daß die Zahl der männlichen Arbeitslosen von Tag zu Tag anwächst?

Die Kinder fühlen sich alsdann unabhängig von ihren Eltern, weil sie die Erhalter der Familie sind. So werden also, gegenüber der frühern Zeit, die Rollen umgekehrt. Das Familienleben der Armen wird vernichtet, indem ihm seine Grundlage genommen wird.

Die Erziehung des Kindes durch die Mutter wird mehr und mehr beseitigt durch Entfernung der Kleinen aus dem häuslichen Kreise, diesem Mittelpunkt, in welchem sie die ersten und stärksten Eindrücke für das Leben empfingen. Die Erziehung des Kindes, fremden Händen anvertraut, wird verwahrlost, die Anhänglichkeit an die Eltern vermindert.

Kein Familienleben für die Arbeiter, in deren Arbeitszweig die moderne Produktion jene geschilderten Zustände geschaffen! Der Vater entflieht dem Hause, in dem er abends nach aufreibender Arbeit nichts als Klagen hört, in einem Kreise, in welchem ihn nichts anzieht, sondern alles zur Flucht treibt — ins Wirtshaus.

Kein Familienleben für die gänzlich Armen, deren Kinder man von ihnen reißt, um sie in irgend ein „Wohlthätigkeits-Institut" zu stecken und später, noch im Kindesalter stehend, als billiges Futter dem Kapital zu opfern. Kein Familienleben für sie, deren einzige Aussicht für das Alter ein Hospital oder Armenhaus ist, vielleicht getrennt von der Lebensgefährtin, mit der sie eine lange Reihe Jahre Kummer und Sorge geteilt.

Und die Reichen? Ist bei ihnen ein Familienleben im alten Sinne zu finden?

Ebenso wenig! Die Arbeiterfrau befindet sich in der materiellen Unmöglichkeit, ihr Kind selbst zu erziehen; die reiche Mutter ist zu stolz dazu, oder es fehlt ihr die körperliche Möglichkeit. Der Arme flüchtet aus seinem Hause aus Abscheu vor diesem ungastlichen Raume, der Reiche, um von den steifen Fesseln erlöst zu sein, die ihm zwar alle materiellen Bequemlichkeiten, aber keinen Genuß gestatten, und die Genüsse aufzusuchen, welche die moderne Gesellschaft denen bietet, welche über die nötigen Mittel verfügen. Er tauscht das „Heim" mit dem Restaurant, dem Klub, dem Theater.... Er braucht sich nicht um seine Existenzmittel zu quälen, Intendanten und Direktoren besorgen alles für ihn, und selbst das Kouponabschneiden kann er von einem Privatsekretär ausführen lassen. Er kann seine ganze Zeit dem Genusse widmen, und da ihm ein solcher in 99 von 100 Fällen außerhalb der Familie mehr winkt, als innerhalb derselben, so ist bei den Reichen das Familienleben nur scheinbar vorhanden.

Dasselbe hat bei den Reichen überhaupt nie [!] in der Weise bestanden, wie es beim arbeitenden Volke der Fall war. Ihre Ehen waren nie [!] die Bündnisse zweier liebender Wesen, sondern Handelsunternehmungen, ihr Ehekontrakt ein Handelspakt. Alle die schönen Romane und Erzählungen ihrer Verherrlicher von der Feder sind aus der Luft gegriffne Phantasiegebilde, die im höchsten Falle an einer Ausnahme konstatiren, wie wenig sie als Regel in Betracht kommen können.

Und das Familienleben des kleinen Bürgers? Bei ihm vernichtet der Kampf um die Existenz, mehr noch als beim Arbeiter, jedes andre Gefühl als das, sich über Wasser zu halten, nicht von der niedrigen Sprosse der gesellschaftlichen Leiter, auf der er sich befindet, in den Sumpf hinabgeworfen zu werden, sondern womöglich eine Sprosse oder mehrere — gleichviel mit welchen Mitteln — emporzusteigen.

Kann man nun redlicherweise behaupten, daß wir, die Vertreter einer neuen Gesellschaftsidee, Schuld tragen an der Vernichtung des Familienlebens? Nicht im Geringsten! Sind wir es doch allein, welche in einzig Erfolg bietender Weise die Beteiligung der Frau an der Produktion derart regeln wollen, daß wieder ein Familienleben, wenn auch ganz andrer und höhrer Art, erstehen kann. Sind wir es doch allein, welche das Kind dem verderblichen Einfluß der Fabrikarbeit entziehen wollen.

Wir bekämpfen die kapitalistische Produktionsweise, die mit ihrer freien Konkurrenz, ihrer zügellosen Erzeugung das Elend des Volkes auf einen nie gekannten Höhepunkt brachte und welche die Mutter von Unzucht, Trunksucht, Bettelei, Krankheiten aller Art, Unwissenheit und Verbrechen ist, die jede menschliche Verbindung zerrütten und vergiften. Wir allein, die wir beschuldigt werden, das Familienleben zu verachten und herabzuwürdigen, wollen dasselbe zu einer höhern Stufe der Freiheit und Gesittung emporheben.

Wir wollen ein neues edleres Familienleben, und darüber hinaus wollen wir die Menschheit zu einer einzigen großen Familie zusammenschmelzen. Und ist auch das Ziel noch fern, das Ideal ist so hehr und erhaben, daß jeder Schritt, den wir uns ihm nähern können, jahrelange Mühen und schweren Kampf reichlich belohnt.

*) Nach dem offiziellen Berichte der sächsischen Fabrikinspektoren fanden sich 1880 in der Textilindustrie erwachsne Arbeiter 53 000, erwachsne Arbeiterinnen 59 000, jugendliche Arbeiter 4778, jugendliche Arbeiterinnen 8171, also im ganzen fast 10 000 Arbeiterinnen mehr als Arbeiter! Die Gesamtzahl der in allen aufgeführten Betrieben beschäftigten Arbeiter ist 213 000, die der Arbeiterinnen mehr als die Hälfte, nämlich 108 000. Kinder wurden (Hausindustrie unberücksichtigt) gezählt 6865 Knaben und 4144 Mädchen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein Kandidat der Theologie

sucht für sofort oder die nächste Zeit Stellung als Vikar, Lehrer an einem Institute oder als Hauslehrer. Gefl. Adr. an die Exped. d. Bl. sub **C. B. 955.**

Programm der dritten General-Versammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach, 30. September bis 3. Oktober 1889

30. September und 1. Oktober: Verhandlungen des Vorstandes und der Abgeordneten. (Klemda.)

1. Oktober 8 Uhr morgens: Verhandlungen der Abgeordneten der akademischen Vereine. 1/2 6 Uhr abends: Versammlung auf dem Theaterplatze zum Festzug. 6 Uhr abends: Eröffnungsgottesdienst (Georgskirche): Hofprediger Dr. Braun, Stuttgart. 8 Uhr abends: Zwanglose Versammlung der Bundesmitglieder (Erholung): Gesänge, Begrüßungen und Ansprachen (Pfr. Hans, Augsburg; Dr. Hilmer, Hannover; Lic. Pfr. Sopp, Bochum; Sup. Lic. Thönes, Lennep und Andere.)

2. Oktober 9—12 Uhr: Erste öffentliche Hauptversammlung. (Georgskirche). Eröffnungsrede des Bundes-Vorsitzenden. Begrüßungen. „Unser gemeinsamer evangelischer Glaubensgrund im Kampfe gegen Rom" (Geh. K.-Rat D. Lipsius). „Die Bildung von Parochial-Vereinen und ihr Anschluß an den Evangelischen Bund" (Dr. Bärwinkel, Erfurt). Resolutionen. 2 Uhr nachmittags: Grundsteinlegung zum Luther-Denkmal. (Karlsplatz.) Reden: Archidiak. Dr. Kieser, Kommissar Dittenberger, Geh. K.-R. D. Fricke. Vergl. besondres Programm. 4 Uhr nachmittags: Festmahl (Erholung.) 8 Uhr abends: Versammlung der Festteilnehmer und der Bürgerschaft (Erholung). Gesänge. Reden: Pfr. Bloch, Metz; K.-Rat Förtsch, Buttstädt; Pfr. Lic. Rade, Schönbach; Gymnas.-Lehrer Dr. Stechele, Eisenach; Pfr. D. Warneck, Rothenschirmbach; Pfr. Dr. Weitbrecht, Mähringen.

3. Oktober 8—8 3/4 Uhr morgens: Geschlossene Versammlung der Mitglieder (Klemda). Pfr. Lic. Weber, M.-Gladbach: „Aufgaben des Bundes auf sozialem Gebiet." 9—1 Uhr mittags: Zweite öffentliche Haupt-Versammlung (Georgskirche): Bericht des Schriftführers. „Die Pflicht des fortgesetzten religiösen Protestes gegen Rom." (Prof. D. Witte.) Resolutionen. 3 1/2 Uhr nachmittags: Schlußfeier auf der Wartburg. (Rede: Professor D. Beyschlag.) 6 Uhr abends: Devrients Lutherspiel unter persönlicher Leitung und Mitwirkung des Herrn Verfassers.

Gesuche um Wohnungen, auch Frei-Quartier, an Herrn Mechanikus Frank in Eisenach bis 25. September. Im Bahnhofsgebäude bei Ankunft Lösung von Festkarten (1.50), Karten zum Festmahl (3.—) und zum Lutherspiel (3.—, 2.—, 1.50.) Daselbst auch Eintragung in Präsenzlisten. Für Mitglieder des Vorstandes und andre Abgeordnete Abstempelung der Festkarten behufs Eintritt in die Vorversammlung am 30. September und 1. Oktober erforderlich. Auskunfts-Büreau (Empfang von Festprogrammen, Liedern, Statuten, Aufrufen 2c.) in der Hofbuchhandlung von Pistor, Georgenstraße.

Gesellschaften von mindestens 30 Personen können ermäßigte Fahrpreise, für die preußischen Staatsbahnen von dem betr. Betriebs-Amt, für Privatbahnen von den Direktoren erlangen. Bei dem Ansuchen muß, wenn die Rückfahrt später als am dritten Tage erfolgen soll, der Termin derselben angegeben werden.

Die Mitglieder des Evangelischen Bundes und alle deutschen evangelischen Männer laden wir hiermit zu dieser Versammlung. Möge dieselbe zu einem kraftvollen Zeugnis für die Bedeutung unseres Bundes als einer aus echt evangelischem Geiste geborenen Gemeinschaft werden!

Nur im Geiste Martin Luthers, der von den Höhen der Wartburg den Wächterruf des göttlichen Wortes erschallen ließ — in der Kraft Jesu Christi — und durch eine erneute Bewegung aus der Seele des Volkes heraus vermag die Kirche der Reformation den ihr von Gott verordneten Kampf siegreich durchzuführen und ihren großen Beruf für unser Vaterland zu erfüllen.

Merseburg und Eisenach, den 31. August 1889.

Der Vorstand des Ev. Bundes **Das Fest-Komitee**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg